AGLAJA

TASCHENBUCH

fur das Jahr

1822

Zwolfter Jahrgang

WIEN

gedruckt und im Verlage
bei Johann Baptist Wallishausser.

Die tragische Muse.

Vor Vollendung des Trauerspiels Medea gedichtet.

Halt ein, Unselige! Halt ein!
Wohin verlockst du mich?
Ueber Berge bin ich gekommen,
Durch Schlünde dir gefolgt,
Kein Pfad ist, wo ich trete, keine Spur;
Fern herauf tönt der Menschen Stimme,
Tönt der Heerden fröhliches Geläut'
Und des Waldbachs Rauschen;
Ringsum Klippen, wolkennahe Klippen,
Ueber mir Duft und Nebel,
Lügend Gestalten!

Was willst du? Steh und rede! —
An deiner Seite ein Weib,
Gräulichen Anblicks:
Schwarz flattern die Haare,
Schwarz funkeln die Augen,
Schwarz das Gewand — Blut!
Blut an ihrem Gewande,

An dem Dolch, den sie zückt!
Zwey Kinder todt zu ihren Füßen,
Und ein Greis und ein Jüngling,
Im Todeskampf verzerrend
Verwandte, ähnliche Züge;
Um die Schultern aber glänzt es —
Ein Vließ — ein goldstrahlendes Vließ! —
Medea! —

Hebe dich weg, Entsetzliche!
Kinder-, Bruder-, Vatermörderin!
Was ist mir gemein mit dir?
Den Vater hab' ich kindlich geehrt,
Und als die Mutter starb,
Flossen fromme Thränen
Ihr nach ins unerwünschte Grab.
Was hab' ich gemein mit dir?
Mir schaudert. Geh!

Und auch du, die mich hergelockt
Durch die Leyer in deinem Arm
Und den Kranz, den du trägst
Vom immergrünen Laub, das mich lockt,
Hebe dich weg und laß mich,
Daß ich, den Rückweg suchend,
Heimkehre zu den Meinen.

Aber du schaust mich an?
Mit dem Auge, streng zugleich und innig,

Mit dem Seelenbindenden Blick,
Der schon dem keimenden Knaben
Das Spielzeug wand aus den Händen,
Und, ablockend vom Kreis der Gefährten,
In einsiedlerische Still' ihn bannend,
Das Geschick der Könige
Und der Welt ungelöste, ewige Räthsel
Ihm gab zum ahnungsvollen, ernsten Spiel;
Du schaust mich an und willst nicht gehn?
Winkst mir zu folgen dir und der Gefährtin,
Medeen mit dem gräßlichen Blick?
Du nimmst den Kranz vom duftenden Haar
Und setzest ihn aufs Haupt der Entsetzlichen?
Mir den Schmuck, den lohnenden Schmuck! —
Du lächelst und winkst?
Folgen soll ich, dann sey gewährt? —
Mein Wesen hat kein Schild ge'n solche Waffen,
Sie haften, deine Pfeile, in der Brust!
Vollendet sey, was begonnen!
Winke nicht mehr, du hast mich gewonnen!
Geh voran, ich folge dir!

Grillparzer.

Die Weihnacht-Rose.

Eine Rose weiß ich blühen,
Die der Sturm und Frost verschont,
Weil sie nicht im Garten wohnt;
Eine Rose, die den Mühen
Aller, die sie fromm erziehen,
Mit den reinsten Freuden lohnt.

Mag des Winters Flocke immer
Wiesenpfad und Beet verwehn,
Mag bereift die Tanne stehn;
Hinter Eises-Blumen Schimmer
Könnt im friedlich stillen Zimmer
Ihr die Rose blühen sehn.

Ist ihr Frühling aufgegangen,
Haucht ihr Busen, bräutlich zart,
Düfte, seinem Gruß verspart,
Dann erblühn gleich ihr die Wangen
Derer, die nach ihr verlangen,
Derer, die sie treu bewahrt.

Alle Herzen füllt Entzücken —
Neu ist Eden aufgethan —
Unschuld, Hoffnung, Freude nahn;
Überselig durch Beglücken
Schauen, unter Händedrücken,
Lieb' und Treue himmelan. —

Aus der Sphären ew'gem Reigen,
Aus der Sterne gold'nem Chor,
Trat dereinst ein Bote vor,
Magiern den Pfad zu zeigen,
Um vor dem das Knie zu beugen,
Den der Höchste sich erkor.

Rosig hell, mit Lichtgefieder,
In Gewändern von Azur,
Schwebten zu der Hirtenflur
Reine Himmelswohner nieder;
Feyernd priesen ihre Lieder
Vaterhuld und Segen nur.

Mit dem Besten ihrer Habe,
Taub' und Apfel in der Hand,
Und ein junges Lamm am Band,
Nahten die am Hirtenstabe;
Jene mit der reichsten Gabe,
Weihrauch, Gold und Perlenband.

Und das Kind, zum Heil erkoren
Für das sünd'ge Erdenthal,
Lag umglänzt vom Himmelsstrahl,
Licht von Licht aus Gott geboren —
Sah, in stille Lust verloren,
Auf die Gaben allzumal.

Zu dem Liebling sanft gebogen,
Sah Maria seine Lust,
Während um die reine Brust
Weich die blonden Locken flogen;
Durch der Opfrer Herzen zogen
Himmelswonnen unbewußt.

Fröhlich lächelte der Knabe,
Und der Mutter fromm Gemüth
Ward von Seligkeit durchglüht,
So wie der am Hirtenstabe,
So wie der mit goldner Gabe —
Und die Rose war erblüht;

War erblüht zum schönen Bilde,
Das die bange Menschheit lehrt,
Friede, deß sie lang entbehrt,
Kindesunschuld, Vatermilde
Sey zum irdischen Gefilde
Liebevoll zurückgekehrt.

Haucht nun stets mit frischem Prangen
Tief im Winter bräutlich zart
Düfte, sorglich aufgespart;
Färbt mit ros'gem Schein die Wangen
Derer, die nach ihr verlangen,
Derer, die sie treu bewahrt.

Himmelswohner schauen nieder,
Wenn ihr Kelch sich aufgethan —
Nur der Reine fühlt ihr Nahn —
Auf die Schwestern, auf die Brüder,
Und die süßen Feyerlieder
Klingen tief im Herzen an.

Aus der Sphären ew'gem Reigen,
Aus der Sterne goldnem Chor
Tritt noch oft ein Strahl hervor,
Uns ein Friedenshaus zu zeigen,
Wo, der Treu' und Liebe eigen,
Schön die Rose steht im Flor.

Wie das Kind, zum Heil erkoren
Für das düstre Erdenthal,
Lag, umglänzt vom Himmelsstrahl,
Licht von Licht aus Gott geboren —,
Glänzt auch, wie aus Himmelsthoren,
Hell die Ros' im Freudensaal.

Alle Herzen füllt Entzücken —
Neu ist Eden aufgethan —
Kindesunschuld, Hoffnung nahn —
Ueberselig durch Beglücken
Schauen, unter Händedrücken,
Treue Aeltern himmelan.

Wollt Ihr meine Rose kennen,
Ihr, die Ihr sie treu bewacht,
Sie, die Euch entgegenlacht,
Wenn durchs Grün die Kerzen brennen?
O Ihr wißt sie längst zu nennen:
Freudigkeit der Weihenacht!

F. Kind.

An Deutschlands Sänger.

1812.

Ihr werthen, lieben Gesellen,
Wir leben in düstrer Zeit!
Der Himmel ist schwarz umzogen
Mit Dunkel, weit und breit.
Kein Strahl will ihn erhellen,
Es theilet die Wolken, dicht,
Die nächtig uns umwogen,
Kein Schimmer von freudigem Licht.

Zwar ist der Frühling gekommen,
Doch wollen die Bäume nicht blühn;
Kein Blümlein ist aufgeglommen,
Die Wiesen werden nicht grün.
Das macht, es fehlt die Sonne
Mit ihrem warmen Schein,
Die Quell ist aller Wonne,
Die zeugt und belebet allein.

Und dringt auch ein Schimmer von Weiten
Hervor aus dem Dunkel: im Nu
Die Wolken vorüber gleiten,
Und decken ihn wieder zu. —
So sitzen wir trauernd beysammen,
In öder, in schauriger Nacht;
Und spähn, ob die leuchtenden Flammen
Auf den Bergen umher nicht erwacht.

Doch nirgends will es noch tagen,
Rings lastet das Dunkel noch schwer;
Die Herzen wollen verzagen,
Denn finsterer wird's als vorher.
Drum eilet die Saiten zu schlagen,
Erhellet die Nacht mit Gesang;
Dann wird auch dem Scheuen und Zagen
Im finsteren Schatten nicht bang!

Schließt fester im Ring euch zusammen,
Ihr edlen Sänger, so werth;
Ihr habt ja mit himmlischen Flammen
Den glühenden Busen genährt!
So sprüh' denn im freyen Gesange
Die reine, die heilige Glut,
Und bey dem gefeyerten Klange
Erwache das Recht und der Muth! —

Jos. Christ. Bar. v. Zedlitz.

Das Spiegelbild.

Ich lag in grünem Laubgezelt,
Die Stirn in heißer Hand,
Verbaut von Zweigen Flur und Feld,
An eines Brunnens Rand.

Und als ich, so am Rand gelegt,
Mein Bild im Quell gewahrt',
Fühlt' ich mich wunderbar bewegt,
Vergaß des Wassers Art,

Und rief: So hegest du mein Bild,
Du Wesen, still und rein,
Des Herzens Sehnen, ungestillt,
Soll drum dein eigen seyn;

An deinem Ufer will ich ruhn,
Will mir ein Laubdach bau'n,
Matt von des Lebens Mühn und Thun,
In deine Wellen schau'n.

Da, neben meinem, in dem Quell
Gewahr' ich noch ein Haupt;
Es ist mein Freund, erkenn' ich schnell,
Den ich entfernt geglaubt,

Und wie er schalkhaft lächelnd, froh,
Sich über mich gebeugt,
Mit emſ'ger Treue eben so
Der Spiegelquell ihn zeigt.

Da war ich schnell vom Traum erwacht,
Doch zürnt' ich nicht dem Quell,
Ich zürnte, daß ich nicht bedacht,
Was doch vom Anfang hell:

Des Wassers Art ist eben so,
Zeigt nicht nur Ein Gesicht,
Die ganze Welt ist dessen froh
Und ich auch grolle nicht.

Auch in der Folge will ich gern
An deinem Ufer gehn,
Recht innig froh, auch mich von fern
In deinem Selbst zu sehn;

Doch wohnen hier, mich dir vertrau'n? —
Laß fahren das, mein Sinn!
Wer wird sein Glück auf Wasser bau'n?
Und also ging ich hin.

G r i l l p a r z e r.

Die Walpurgisnacht.

Nach einer Sage.

Es war ein schöner Abend im Beginne des Frühlings, als ein liebendes Paar, in der Umwölbung frischbegrünter Büsche, am Ufer des See's saß. Hinter dem Gebirge war die Sonne schon lange verschwunden, nur die gegenüberstehenden Felsenzacken prangten noch in röthlichem Glanz. Dämmerung verbreitete sich in den Thalschluchten; einzelne Nebelstreifen stiegen aus den Kieferwäldern empor, und schwebten langsam an den Abhängen hin; des Himmels Wolken zitterten in den leisbewegten Wellen, einzelne Sterne erschienen am dunkeln Blau, und spiegelten sich im Wasser wieder. Alles war still und feyerlich. Der Sonntag ging zu Ende, kein Geräusch arbeitender Menschen unterbrach das Schweigen, nur die Wellen des See's klatschten in langsamen Schlägen an das Ufer, und hier oder dort tönte der Ruf einer einsamen Sennerin von der Alpe herab. Rudolph und Else hielten sich umschlungen, ihre Herzen waren in Liebe und Dank gegen Gott versunken, der sie so wunderbar bisher geführt; denn heute waren sie zum erstenmale in der Kirche des Benedictinerstiftes aufgebothen worden, und ihre Hochzeit war auf den nächsten Monath angesetzt. Sie hatten ihr Glück

wohl verdient, manche schwere Prüfung hatte ihre Liebe geläutert und bewährt, und nur nach Jahren von Trennung und Kummer war es ihnen endlich gelungen, ein Glück zu genießen, das lange Entbehrung ihnen um so theurer machte.

Rudolphs Vater war der reiche Sensenschmied-Meister Christoph gewesen, dessen Haus mit Werkstätten, Öfen und Wirthschaftsgebäuden dort drüben im Walde lag, wo der Gießbach aus dem dunkeln Tannengehege hervorstürzt, und mit lautem Gebrause die mächtigen Räder treibt. Der einzige Sohn war von dem Vater zum geistlichen Stande bestimmt, und sollte einst eine wichtige Person im Staate werden, wie es mancher Ordensmann in jenen Zeiten geworden war, wo die Gefahren des dreyßigjährigen Krieges, Bauernaufruhr und trotzige Landherren dem bedrängten Fürsten den Rath frommer, gelehrter Männer sehr nöthig gemacht hatten. Meister Christoph sah seinen Sohn im Geiste schon, mit Kette und Kreuz geschmückt, in der Versammlung der österreichischen Landstände, oder an dem Hofe des Kaisers, weidete sich an der Ehre, die seinem Hause widerfahren sollte, und verzichtete gern dafür auf die Freuden, einst Enkel auf seinem Schooße zu wiegen, und sein Haus auf blühende Kinder in Friede und Eintracht zu vererben.

Rudolph indessen dachte nicht wie sein Vater. Von Kindheit an hatte es ihm das Herz aufgeregt, wenn die Nachbarn Abends in der Schenke, oder durchziehende Krieger an der Tafel im Stifte von den jetzigen Zeitläuften, von den Zügen der Schweden, oder wohl gar vom Wallenstein erzählten, unter dessen Fahnen Manche von ihnen gedient hatten. Dann wallte sein Blut heißer, er hing am Munde der Sprechenden, und

in seinen Spielstunden wurden die Gefechte, die er hatte beschreiben hören, unter seinen Kameraden dargestellt, über die er sich, ohne es zu wollen, eine Art von Übermacht erworben hatte. Der Vater horchte wenig auf diese deutlich ausgesprochene Neigung seines Sohnes, und Rudolph mußte bey den Benedictinern bleiben, in deren Klosterzwang er sich wie im Kerker fühlte.

Aber der Knabe trat in die Jünglingsjahre, und das Gefühl fing an zu sprechen. Eine Frohnleichnamsprocession, bey welcher er, als der schönste und älteste der Klosterschüler, die schwere Fahne zu tragen, und an den ländlichgeschmückten Altären am Ufer des See's während der Evangelien zu stehen hatte, zeigte ihm ein Bild, das auf einmal viele Räthsel seines Innern lös'te. Es traten aus dem Zuge sechs weißgekleidete Mädchen, mit Blumenkränzen in den Locken, und Blumenkörbchen in der Hand, hervor, sangen der heiligen Jungfrau einen Hymnus, und streuten die duftenden Kinder des May's vor der Hochgebenedeihten hin. Die Eine — bey weitem die Schönste von allen — richtete unter dem Kranze weißer Narcissen, der die goldenen Locken schmückte, das unschuldsvolle blaue Auge auf ihn, der Blick drang in sein Herz, die Fahne entsank beynahe seinen Armen; auch das Mädchen blieb wie gefesselt stehen, die Blumen einen Augenblick regungslos in der ausgestreckten Hand haltend; aber die Gespielen winkten, hastig streute sie ihre Spende vor den Altar hin, und eilte, sich dem Zuge anzuschließen.

Das Bild des Mädchens wich nicht mehr aus Rudolphs Seele, und trotz Schulstunden und strenger Aufsicht wußte er in wenigen Tagen sich Kunde von ihr zu verschaffen,

zu erfahren, wer sie war, wo sie lebte, und sie, freylich selten und nicht ohne Gefahr, zu sehen und zu sprechen. Hoch oben auf dem Berge, der sich links am See hinabzog, stand des Vaters einsame Hütte, in der er, arm und wenig geachtet, von seiner Hände mühsamen Arbeit, und dem Ertrage eines kleinen Feldes lebte. Auf Umwegen, über Felsen und Schluchten, wo Niemand seine Spur ahnete, wußte Rudolph den Weg zu ihr zu finden, und Else hatte den schlanken Fahnenträger zu wohl ins Auge gefaßt, um ihn nicht wieder zu erkennen, als er das erstemal, von dem Felsen hinter ihres Vaters Hütte niederkletternd, ihr überrascht, stumm und doch so beredt gegenüber stand.

Von dem an sahen sich die jungen Leute, so oft es möglich war, und diese Besuche hätten vollends den letzten Funken der Neigung zum Kloster ersticken müssen, wenn noch einer in Rudolphs Brust geglimmt hätte. Er erklärte sich bestimmt gegen seinen Vater, ohne gleichwohl des mächtigsten Hindernisses zu erwähnen, das ihm seinen frommen Beruf verleidete; — aber, was er schlau verborgen zu haben glaubte, hatten Mißgunst und Zufall doch verrathen. Der Vater entbrannte in heftigen Zorn, und drohte ihm mit seinem Fluche, wenn er auch nur einen Gedanken an die Betteldirne da oben im Walde nähren, oder es versuchen würde, den Absichten seines Vaters entgegen zu handeln. Von morgen an sollte er nicht bloß zu Schule und Unterricht ins Stift gehen; Meister Christoph hatte es mit dem Abte besprochen, daß sein Sohn völlig ins Kloster aufgenommen, dort wohnen, schlafen, und ganz als ein Candidat desselben behandelt werden sollte.

In derselben Nacht war Rudolph verschwunden. Die Bestürzung des ersten Augenblicks wich bey dem Vater bald der Überzeugung, daß der Bursche nicht weit fort, und schon wieder zu finden seyn würde, wenn es ihm an Geld gebräche. Indeß wurde bey dem Hüttler im Walde, bey Verwandten in der Umgegend nachgesucht, wo man den Flüchtling vermuthen konnte; es zeigte sich keine Spur, wohl aber erfuhr man, daß eben im nächsten Städtchen Werber gelegen hätten, die um großes Handgeld Leute für des Erzherzogs Leopold Wilhelms Schaaren zu gewinnen suchten, da die Gefahr vor dem Eindringen der Schweden ins Herz von Österreich täglich wuchs, und Banner und Torstensohn Böhmen verwüstend durchzogen. Wie eine Centnerlast fiel bey dieser Nachricht dem Vater die Erinnerung an Rudolphs Liebe zum Soldatenstand aufs Herz, und wirklich stand es nicht vier Wochen an, als ein reisender Handwerksbursche, aus Böhmen kommend, durch den Marktflecken zog, und fürchterliche Dinge von den Gräueln der Schweden erzählte; dem erschrockenen Christoph aber einen letzten Gruß, und die Bitte um seinen väterlichen Segen, von seinem Sohne Rudolph brachte, den er in Linz, bereits in Montur, auf einem schönen Pferde, unter den Pappenheimischen Kürassieren, auf dem Platze hatte halten sehen, wo der Oberste die Truppe musterte, und mit besonderm Wohlgefallen bey dem schöngewachsenen Recruten verweilte.

Jetzt war es um Christophs Hoffnung geschehen. Bisher hatte der Gedanke, daß sein Verschwinden nichts als eine List gewesen sey, um den Vater nachgiebig zu machen, seinen Muth und seine Strenge aufrecht erhalten. Nun war das

Unglück da, und nicht allein keine Rede mehr von den Würden des geistlichen Standes, sondern vielleicht in Kurzem auch nicht von dem Leben seines Sohnes, der ja im ersten Gefechte fallen konnte. Gern hätte der Vater jetzt seiner ehrgeizigen Hoffnung entsagt, wenn er nur seinen Sohn wieder gehabt hätte. Er ließ auch durch den Abt an den Obersten schreiben; aber das Regiment war bereits nach Böhmen aufgebrochen, und in dieser bedrängten Zeit keine Aussicht zur Entlassung auch nur Eines Mannes.

Drey Jahre waren auf diese Art vergangen. Reisende Handwerker, Krämer, welche die Jahrmärkte besuchten, brachten zuweilen Nachricht von dem Entfernten. Er hatte im Kloster schreiben gelernt, und benutzte diese Fertigkeit, um dem Vater und seiner Else manches Zeichen seines Lebens, seiner warmen Erinnerung zu geben. Else, so schmerzlich ihr die Trennung war, und so viel sie für den Geliebten zu zittern hatte, wußte ihn doch lieber unter den Pappenheim'schen Reitern, als unter den geistlichen Herren; denn an seiner Treue zweifelte sie keinen Augenblick, und fühlte an ihrem Herzen, daß, wenn er das Leben aus dem Kriege zurückbrächte, er auch seine Liebe mitbringen würde. Der Vater aber söhnte sich nach und nach mit dem Gedanken aus, den Sohn auf einer andern Bahn zu sehen, die ja doch auch zu Ehren und Würden führen könnte. Rudolph hatte sich ausgezeichnet, er war Wachtmeister geworden; man hatte in jener Zeit manches Beyspiel, daß ein Kind unbekannter Eltern im Kriege ein glänzendes Glück gemacht, und ein vornehmer Herr geworden war. Sein Unwille legte sich, und als der lange Krieg sich seinem Ende zu nähern schien, und die Frie-

densunterhandlungen in Osnabrück angeknüpft waren, erkrankte Meister Christoph schwer; er fühlte, daß er nicht mehr aufkommen würde, ließ dem Sohne schreiben, der jetzt leicht Urlaub, und, wenn er wollte, auch seinen Abschied erhalten konnte, und Rudolph flog an das Schmerzenslager des versöhnten Vaters, der eben noch lange genug lebte, um in des Sohnes Armen zu sterben, und ihm mit seinem Segen seine ganze beträchtliche Habe zu hinterlassen.

Nun dachte Rudolph nicht mehr daran, zu seinen Gefährten zurückzukehren. Er hatte die Welt gesehn, und sich Ehre erworben. Else hatte recht geglaubt; er brachte seine ganze Liebe und Treue aus dem Kriege mit, und hatte fortan keinen andern Wunsch, als sie recht bald in seines Vaters wohlgeordnetes Haus einzuführen.

Indeß hatte das Wiederkommen des reichen, schönen, jungen Mannes Aufsehen in der Nachbarschaft, und mancherley Wünsche und Hoffnungen erregt, und als er den nächsten Sonntag, in der knappen Reiterstracht, mit den kriegerischen Stiefeln, den hohen Hut, von dem die rothe Feder über die Schulter wallte, kühn in die Augen gedrückt, unter den Bauern am Brunnen vor der Kirche stand, um den Anfang des Gottesdienstes zu erwarten, wandten sich die Augen aller Frauen und Mädchen nach der stattlichen Erscheinung. Man bemerkte seinen schönen Wuchs, wie gut ihm das Soldatenkleid stünde, wie er sich ganz anders in den drey Jahren ausgebildet habe, wie treu und freundlich, troz des kriegerischen Aussehens, die blauen Augen unter dem dunkeln Hute, und den vollen gelben Locken hervorblickten; man berechnete, wie reich der Vater war, wie schön und wohlversehen die Sen-

fenschmiede sey, und Rudolph war von dem Augenblicke an der Gegenstand vielfältiger Bemühungen; die aber alle ganz spurlos an seinem treuen Sinne abglitten. Vor Allen hatte Gertrud, des Pflegers einzige Tochter, den Eindruck allzuwohl bewahrt, den sein Anblick am Brunnen auf sie gemacht, und sie zweifelte keinen Augenblick, daß es ihr, dem vornehmsten und reichsten Mädchen im Orte, glücken würde, auch den bedeutendsten Freyer zu gewinnen. Nichts, was zu diesem Zwecke führen konnte: freundliche Einladungen und Auszeichnung, schimmernde Aussichten in die Zukunft, wenn der Pfleger, ein mächtiger Mann in seinem Wirkungskreise, sich für den Ehrgeiz des künftigen Schwiegersohns verwenden wollte, Erkundigungen und endlich unmittelbare Anträge, wurden gespart; aber Rudolph blieb immer gleich ungerührt, bis man zuletzt, nicht ohne heftigen Unmuth, inne ward, daß dieß anscheinend kalte Herz schon längst von einer stillen Flamme erfüllt sey, und nur zu warm, von keiner Zeit, keiner Trennung gestört, seine treue Liebe für ein armes unbekanntes Mädchen bewahrt hatte. Jetzt versuchte man es, durch Verläumdungen und Verlockungen die liebenden Herzen zu trennen. Else erfuhr tausenderley Verdruß, Rudolph wurde von allen Seiten mit den nachtheiligsten Berichten von seiner Erwählten gereitzt, und Elsens Vater durch Drohungen geschreckt; aber Alles fruchtete nichts, Rudolph ging still seinen Weg fort, empfand von dem allen nur die Kränkung, die Else fühlen mußte, erhielt nach mancher Verzögerung ihres Vaters Einwilligung, und sah sich endlich am Ziele seiner Wünsche.

Nun saßen sie beysammen am Ufer des See's im neubeschatteten Erlengebüsch, versenkt in selige Gespräche, die

nur zuweilen ausdrucksvollere Seufzer und wortlose Entzückungen unterbrachen. Die Dämmerung hatte indessen der Nacht Platz gemacht. Der Glühwurm fing an durchs Dunkel zu leuchten, und drüben hinterm Walde blickte, düster und bleich, die schmale Sichel des Neulichts durch die Wipfel des Tannenwaldes auf die Felsenwand, die steil am See in die Lüfte emporstieg. Hier und da raschelte eine Eidechse oder ein Laubfrosch durchs Gras, und das Nachtgevögel fing an, aus den Büschen aufzuflattern. Else fuhr ein paarmal zusammen, es ward ihr unheimlich zu Muthe, und fester schmiegte sie sich an die Seite ihres Bräutigams. Er lächelte ihrer Furcht, und suchte sie zu zerstreuen; aber Else wurde mit jedem Augenblicke ängstlicher. Allerley Erzählungen von zauberischen Wesen, die in diesen Stunden der beginnenden Nacht unheimlich zu walten pflegen, von der Macht, die sie durch verborgne Künste über Menschen, Thiere, Wolken und Wetter auszuüben vermögen, fielen ihr ein, und sie vermochte selbst in Rudolphs beruhigender Nähe nicht, ihrem innern Grauen zu gebiethen. In dem Augenblicke schallten leise Fußtritte durch die Finsterniß; sie näherten sich. Else zitterte, Rudolph horchte: — es kam etwas durch die Nacht geschritten. — Er sprang auf, und trat, Elsen im Arme haltend, dem Kommenden entgegen. Es schien eine verhüllte Weibsgestalt, die den Waldpfad vom Berge herabkam. — Wer da? rief Rudolph: Wer geht hier? Die Gestalt stieß einen dumpfen Schrey aus, und flog mit schnellen Schritten dem Markte zu.

Else war so erschrocken, daß sie lange nicht zu sprechen vermochte. In ihrem Sinne war die Verhüllte nichts anders als eine Hexe gewesen, die oben auf der Bergwiese, wo das

Steinrund liegt, und bey Nacht die Elfen tanzen, daß man die Spur ihrer Ringe am Morgen im Grase sieht, gewesen war, und nun in irgend einem Zauberwerk, im Kräutersuchen oder Beschwören, wozu Einsamkeit und Schweigen erfordert werden, durch Rudolphs Anrede gestört, und vielleicht in große Noth gebracht worden sey, die sie ihnen entgelten lassen würde. Vergebens redete ihr Rudolph zu, vergebens glaubte er an Wuchs und Stimme die Pflegerstochter erkannt zu haben, und sagte es Elsen. — »Was sollte die reiche, vornehme Jungfer in so später Nacht hier thun? Wo käme sie denn so allein her?« Else fürchtete den Zorn der gereizten Hexe, und es dünkte sie nicht unmöglich, daß solche Personen auch wohl, um Andere zu äffen, und irre zu führen, fremde Gestalten und Stimmen annehmen könnten.

Während dieser Reden hatte Rudolph sein zagendes Mädchen nach Hause geführt, und dachte des nächtlichen Abenteuers weiter nicht mehr. Auf Elsen hatte es einen tieferen Eindruck gemacht, und sie vermochte lange nicht, die unheimliche Begegnung zu vergessen. Aber am schmerzlichsten hatte es auf jene gewirkt, welche die Ursache all dieses Schreckens war, auf Gertrud selbst; denn sie war es wirklich gewesen, die in der Sonntagsnacht vom Walde herabkam, und Rudolph hatte sie nur zu wohl erkannt. Es war nicht das erstemal, daß sie bey aufgehendem Monde, verhüllt und verstohlen, diesen Weg zurückgelegt hatte, und ganz hatten Elsen ihre Vermuthungen auch nicht getäuscht. Nach dem Bilde des Dichters, von dem verwundeten Hirsche, der, den tödtlichen Pfeil in der Seite tragend, rastlos durch Feld und Wald eilt, und immer nur die brennende Verletzung fühlt, hatte eine

heftige Leidenschaft Gertrud umhergetrieben, seit sie Rudolph das erstemal gesehn. Es brauchte lange, bis sie erkannte, mit welchen Hindernissen sie in diesem Herzen zu kämpfen habe, und als sie es endlich einsah, war ihre Neigung schon zu sehr erwachsen, um sie noch mit Erfolg bestreiten zu können. Auch fehlte es Gertrud hierzu an Willen, an Ergebung, an frommem Sinne. Wohl aber versuchte sie durch den Einfluß ihres Vaters, und sonst noch auf jede Art, jenes ihr verhaßte Band zu trennen, und endlich, als auch diese Versuche mißlangen, nahm sie ihre Zuflucht zu geheimen Künsten. Es lebte manches Weib in der Nähe, der man mehr als gewöhnliche Wissenschaft zutraute, und manche Geschichten wurden erzählt, manches begab sich, das nicht im Laufe der Natur gelegen haben konnte. Eine solche Tröfterin und Rathgeberin hatte Gertrud gewünscht, und auch bald gefunden, und vieles war versucht worden, dessen Gefahr nur Rudolphs und Elsens gottergebner Sinn von ihnen abgewendet hatte.

So fruchtlos alle diese Bestrebungen blieben, so waren sie doch nicht im Stande, Gertrud von einer hoffnungslosen Leidenschaft zu heilen, und sie erschrack wie vor einem niezuahnenden Unglücke, als heute Morgens der Pfarrer nach der Predigt die Brautpaare verkündete, und Rudolph und Else genannt wurden. Ihre Nachbarin mußte sie halb ohnmächtig aus der Kirche führen. Das erregte Aufsehen. Viele wußten es wohl zu deuten; denn was Gertrud und ihre Eltern sich in dieser Sache versprochen und erlaubt, war bekannt geworden, und als das Hochamt zu Ende war, und die Gemeinde noch am Brunnen auf dem Kirchenplatze verweilte, wurde Rudolphs nahe Heirath, Elsens Glück, und der stolzen Ger=

trud Ohnmacht von allen Seiten beurtheilt und besprochen. Unbesonnene Nachbarinnen ermangelten nicht, der Frau Pflegerin und ihrer Tochter alles, was am Brunnen geredet worden war, zu hinterbringen, und Gertrud sah sich, nebst dem Schmerz über den letzten verschwundenen Hoffnungsstrahl, auch noch dem allgemeinen Gerede und Gespötte preisgegeben.

Mit verzweifelndem Herzen erwartete sie das Sinken des Tages, um in dieser höchsten Noth ihrer Vertrauten Rath zu suchen. Vermummt und unbemerkt war sie mit der Dämmerung aus dem Hinterpförtchen des Hauses geschlichen, hatte eben so ungesehen die Hütte in der Felsenschlucht erreicht, und mit aller Heftigkeit ihres Gefühls augenblickliche Hülfe gefordert, wenn nicht Alles verloren seyn sollte. Gelassen und grinsend wies die Alte sie zur Geduld, sagte ihr, daß sie jetzt an einem Werk arbeite, das ihren Wünschen sicher entsprechen würde, indem alle Stellungen der Gestirne über der Stunde, wo das geheimnißvolle Gebräu begonnen, günstig gestanden hätten, und daß sie an seinem Gelingen nicht zweifle; nur fordere sie sieben Haare von Gertrudens Haupt. Wie willig verstand sich diese dazu! — Auf einen kleinen Schemmel niedersitzend, both sie den dürren Fingern der Alten ihr dunkles Gelocke; aber ein stechender Schmerz durchfuhr sie bey dem ersten Haare, das jene auszog. Erschrocken sprang Gertrud vom Schemmel auf, die Alte drückte sie gewaltsam nieder, und ihr höhnisches Lachen begleitete den noch sechsmal wiederhohlten empfindlichen Stich. Dann führte sie die betäubte Gertrud vor die Thür, schloß diese hinter ihr, und rief ihr nur noch zu, wenn der Mond voll werde, wieder zu kommen; aber nicht eher.

Noch eine ganze Weile stand Gertrud vor der geschlossenen Thür; ihr Haupt schmerzte sie heftig, und ein unnennbares Grausen, wie sie es noch nie gefühlt, wenn sie hier gewesen, hatte sich ihrer bemächtigt. Es war indeß finster geworden. Alles schien ihr verödet, düster starrte sie die Felsenzacken an, wie sie in die Luft emporstiegen, ein unheimliches Gebrause ging durch den Wald, der See schlug dumpf und ächzend ans Ufer. Von innerer Angst getrieben, eilte sie an den Büschen des Gestades hin, Fledermäuse schwirrten pfeifend vor ihr auf, jedes rauschende Blatt machte ihr bange, und in dem dämmernden Dickicht, durch welches ihr Weg sie führte, bildete der schief einfallende bleiche Mondsstrahl ihr furchtbare Gestalten. Jetzt — dort in dem Busche am Ufer regte sichs; — sie hörte flüstern, es hob sich lange und furchtbar empor, es trat ihr entgegen, und Rudolphs Stimme, des heftig Gewünschten, des so schmerzlich Verlornen, traf ihr Herz. — Er war es, seine Elfe im Arme. Schrecken und Jammer preßten ihr einen dumpfen Schrey aus, und sie eilte mit schnellen Schritten dem Markte zu.

Mit welcher Ungeduld erwartete die Gepeinigte den Tag des Vollmondes, indeß das glückliche Brautpaar jeden Morgen mit gleich stiller Freude aufsteigen sah, weil er ihnen neues Glück brachte, und jeden Abend mit Lust berechnete, daß sie nun um einen Tag dem Ziele ihrer Wünsche wieder näher gekommen. Endlich kam der bestimmte Abend. Er war wolkicht und stürmisch. In dunkles verhüllendes Gewand vermummt, eilte Gertrud auf den einsamsten Wegen den See entlang, und schlüpfte in die Hütte. Die Alte hatte sie erwartet. Kein Licht, als das des Mondes, über welches der Wind

die Wolkenschatten jagte, erhellte in schnellem Wechsel den unfreundlich finstern Raum. Hinten, wo die Hütte am rauhen Felsen lehnte, schloß ein Pförtchen die geheimnißvolle Höhle, in der die Alte ihre Tränke und Zauber bereitete, während in der vordern Stube alles von gewöhnlicher Armuth und allgemeinem Gebrauche zeigte. Gertrud sah die Alte an, und eine Art Grausen befiel sie; denn es dünkte sie, sie habe heute ein ganz anderes Gesicht wie sonst. Ihre Mienen mochten die Stimmung ihres Gemüths verrathen haben; die Alte grins'te sie furchtbar an, Gertrud wagte keinen Laut, sie geboth ihren Blicken, und folgte der Führerin zu dem Pförtchen. Jene öffnete, und trat in die niedere, finstere Höhle, in der für jetzt nur ein mäßig großer Kessel auf verglühenden Kohlen zu sehen war. Die Alte hohlte Feuerzange und Blasebalg, sie schürte, sie fachte die Lohe an. Gertrud wollte ebenfalls hineintreten, und ihr helfen; sie stieß sie aber zurück, indem sie ausrief: »Thörin! Es ist dein Tod! Bleib draußen!«

Zitternd blieb Gertrud unter der Thüre stehen — der Kessel fing an zu wallen, ein betäubender Dampf stieg in die Höhe; — das Gesicht der Alten wurde im Scheine des flammenden Feuers immer gräßlicher, Gertrud wagte nicht mehr, sie anzusehn. Jetzt erhob sich der Rauch in dicken Wolken über dem Gefäß, und füllte die ganze Höhle an. Blick' hin! rief die Alte, und wies mit der dürren Hand an die gegenüberstehende Wand. Der Rauch wallte auf und ab, und ballte und zog sich von einer Seite auf die andere. Endlich war der Mittelpunct frey. Eine wohleingerichtete Stube erschien; in ihr saß an einem Tische ein Mann, beschäftigt eine Flinte zu putzen. Es war Rudolph; — nicht sein Bild, er selbst, wie er

leibte und lebte! Ein grösseres Kind spielte am Boden, ein kleineres schlief in der Wiege am Ofen. Jetzt ging die Thüre auf, eine Frauengestalt trat herein, — und Gertrud erblickte mit Entsetzen sich selbst, wie in einem Spiegel. Die Frau ging zu Rudolph hin, sie grüßten sich mit unverkennbarer Zärtlichkeit; dann setzte sich die Gertrud des Bildes hin, nahm das Kind aus der Wiege, legte es an ihren Busen, und der Vater sah mit Lust und Rührung auf seine Lieben hinüber. Gertrudens Herz schlug hoch, ihr Blick flammte. Sie war es, Rudolphs Weib; — ihre Kinder die Seinigen! Ein Ausruf der Freude entfuhr ihren Lippen; mit gräßlichem Gepolter verschwand Alles vor ihren Augen, die Alte riß sie gewaltsam mit sich aus der Thüre, die krachend hinter ihnen zuschlug, und ergoß sich nun in Scheltworten über ihr unzeitiges Geschrey. Aber Gertrud ließ die Alte keifen, und fragte nur: »Und wird es so seyn? werd' ich sein Weib werden?«

»Du hast es gesehn, — jetzt frage nicht mehr!« und damit schob sie sie aus der Stube, und geboth ihr, sobald nicht wieder zu erscheinen. Gertrud verlangte es nicht. Hatte sie doch gesehen, was der Zielpunct aller ihrer heftigen Wünsche war: sich als Rudolphs Weib! Wie träumend kam sie zu Hause an. Rudolph sollte ihr gehören, sie lieben, und sie ein Glück erreichen, dessen Größe ihr nun selbst schwindelnd vorkam. — Bald indeß fand sie sich darein. Sie begriff zwar nicht, wie es zugehn sollte, da seine Hochzeit mit Elsen ganz nahe war, und sich nirgends ein Hinderniß, ja nur eine Ursache zur Verzogerung zeigte; aber sie vertraute auf das, was sie bey der Hexe gesehn, endlich auf ihre Vorzüge, und Rudolphs gesunden Verstand, der ihn vielleicht doch noch, ehe es zu

spät war, den Mißgriff seiner Wahl einsehen machen würde. In diesem Vertrauen harrte sie jeden Tag mit heftiger Spannung auf jede Neuigkeit, auf jedes Wort, das sie von Andern, oder im Hause reden hörte, indem sie keineswegs zweifelte, es müsse sich etwas zutragen, welches ihren Hoffnungen entsprechen, und Rudolphs verhaßte Heirath zerstören sollte. Aber Tag für Tag verging, ohne daß jenes Ereigniß eintrat. Gertruds innere Bewegung stieg aufs höchste; ungeachtet des strengen Verbothes war sie schon zweymal an der Hütte in der Felsenschlucht gewesen; aber sie fand die Thüre fest verschlossen, und, ob die Alte wirklich abwesend war, oder nur nicht öffnen wollte, blieb ihr ein Räthsel. Endlich fehlten nur noch zwey Tage an der bestimmten Frist, und da sich statt jener Nachricht, welche Gertrud mit banger Spannung erwartete, vielmehr die Kunde verbreitete, vorübergehende Jägerbursche hätten die Hütte der Alten im Walde offen stehend, leer, und sie selbst nirgends gefunden, entwickelte sich mit dem Gefühl getäuschter Hoffnung und bitterer Beschämung die Überzeugung in Gertruds Brust, daß die Alte sie betrogen, und einen schändlichen Gebrauch von ihrer Leichtgläubigkeit gemacht habe. Mit Hast ergriff sie daher das Anerbiethen einer Verwandten, die den folgenden Tag nach der nächsten Stadt abzureisen gedachte, wo eine Schwester von Gertruds Mutter lebte, um nur nicht zu allen ihren vorigen Schmerzen auch noch die Demüthigung und die Pein zu erleben, an dem Tage der Hochzeit gegenwärtig seyn zu müssen.

So setzte sie sich denn mit ihrer Verwandten in ihr Wägelchen, blickte unter heißen Thränen des Zorns und des Schmerzes noch einmal vom Ende des See's auf den

Markt und die Waldgebirge zurück, wo da links hinüber der dicke Rauch aus der Sensenschmiede empor wallte, und das Haus stand, in welchem bald eine Andere als sie schalten, und des höchsten Glücks dieser Erde, der Liebe des schönsten Mannes, sich erfreuen sollte. Sie verwünschte die Hexe, die sie mit falscher Hoffnung geäfft hatte, und langte in tiefer Betrübniß bey ihrer Muhme an.

Es dauerte nicht lange, so kam die Nachricht von Rudolphs Hochzeitfeste, von der kostbaren Mahlzeit, von dem prächtigen Hochamte in der Stiftskirche, wie stattlich und blendend der Bräutigam in seiner Reiterstracht (denn noch hatte er den angesuchten Abschied nicht erhalten), wie wunderschön, und dabey so demüthig die Braut in ihrem köstlichen Putz ausgesehn, nach dem Städtchen. Man hörte erzählen, daß Rudolph am folgenden Tage zwanzig Arme gespeiset, bey der Tafel ihnen sammt seiner jungen Frau aufgewartet, sie sich ungemein hold dabey benommen, und er sie alle mit Kleidungsstücken und einem Zehrpfennig beschenkt habe, und Gertrud konnte den giftigen Pfeilen, die sie auch hierher verfolgten, nicht ausweichen. Ihr Herz war zermalmt, ihr Stolz aufs grausamste verletzt, und nichts blieb in ihrer wunden Brust, als eine unzerstörbare Leidenschaft für den Verlornen.

Indessen schien sich ihr, wenigstens von einer Seite, eine Art Trost anzubiethen. Ein reicher Hammermeister, der sein Werk aufgegeben hatte, und von seinem ansehnlichen Vermögen in Ruhe lebte, kam oft in das Haus von Gertruds Verwandten; er sah sie, und fand, daß sie, trotz ihrer schon verblühenden Jugend und einem Zug von Hohn und Stolz in ihren Mienen, noch für ein ganz hübsches Mädchen gelten konnte.

Gerade ihr Stolz, ihr entschiedenes Betragen gefiel dem eitlen Manne, und daß sie des angesehenen Pflegers Tochter, und reich war, schmeichelte andern Neigungen seines Herzens. Er ließ ihr durch die Muhme einen Antrag machen. Sie überlegte. Der Mann war bejahrt, von unangenehmer Gestalt, und wohnte weit von hier in den Bergen; das war nicht nach ihrem Sinne. Aber der Gedanke: heirathen, und dem Stolzen, der sie einer Betteldirne aufgeopfert hatte, zeigen zu können, daß sie eine noch weit glänzendere Parthie hätte finden können, bestimmte sie, den Antrag anzunehmen; nur mußte ihr Triumph vollkommen seyn, und deßwegen ihrem Freyer die unerläßliche Bedingung gesetzt werden, daß er seine einsame Besitzung verlassen, und sich in Gertruds Geburtsort mit ihr ansiedeln müsse. Der Wunsch, in der Nähe ihrer Ältern zu leben, galt zum scheinbaren Vorwande; was am tiefsten im Grunde ihres Herzens lag, gestand sie sich vielleicht selbst nicht ein, sie wollte jetzt nur den Mann, der sie ausgeschlagen, demüthigen, und die gehaßte Nebenbuhlerin verdunkeln. Alles erstaunte daher, als nach Verlauf einiger Wochen die Pflegerstochter, als die Frau des allbekannten reichen Hammermeisters, in ihr väterliches Wohnort zurückkehrte, und bald das schönste Haus im Markte, die kostbarste Einrichtung und die prächtigsten Kleider besaß. Alles beschwatzte die Neuigkeit, zerbrach sich die Köpfe über den schnellen Entschluß, bespöttelte, oder lobpries ihn, je nachdem eines jeden Sinn gestellt war; nur diejenigen, auf welche der Streich eigentlich geführt war, die, deren Kränkung der eigentliche Zweck dieses Schrittes gewesen war, nur Rudolph und Else bekümmerten sich nicht darum. In der

Einsamkeit ihres abgelegenen Hauses, von dem Treiben und Reden der Nachbarn geschieden, mit der Einrichtung einer neuangefangenen Wirthschaft beschäftigt, durch ihre gegenseitige Liebe vollgenügend beglückt, fragten sie wenig nach der übrigen Welt, und man hatte im Flecken schon bald aufgehört von der großen Neuigkeit zu sprechen, als Else erst am Sonntage in der Kirche Gertruds Heirath vernahm, und sich herzlich darüber gefreut haben würde, wenn ihr der neue Ehemann, den man ihr zeigte, nicht gar zu alt und häßlich vorgekommen wäre. Beym Zuhausekommen erzählte sie es ihrem Manne, das Ereigniß wurde eine Weile besprochen, und am Abend, als sie Hand in Hand vor der Hausthüre saßen, die untergehende Sonne eine glühende Brücke über den See schlug, die Stille des sinkenden Tages, die Schönheit der Natur um sie her, das fromme Glück ihrer eignen Herzen sie zum innigen Dank gegen Gott aufforderten, hatten sie Gertrud und ihre Heirath rein vergessen.

Aber Gertrud konnte Rudolph nicht vergessen. Zwar lebte sie, dem Anscheine nach, in glänzenden Umständen, ihr Haus war eins der vornehmsten im Orte, ihr Tisch am besten besetzt, und von jedem Jahrmarkte brachte der gefällige Ehemann ihr schöne Stoffe, köstliches Geschmeid oder zierliches Geräth mit nach Hause. Dennoch nagte die Natter des Neides und des heimlichen Verlangens an ihrem Herzen. So oft sie Rudolph in der Kirche, oder bey einem Schmause erblickte, fühlte sie ihr Innerstes erschüttert, jedesmal brannte dann die Stelle ihres Kopfes, von welcher die Alte ihr voriges Jahr die Haare genommen, mit unsäglichem Schmerz, sie welkte in ungestillter Sehnsucht langsam hin; und als jetzt die

Geburt eines Knaben das Glück des jungen Ehepaars in der Sensenschmiede vollkommen machte, da riß es, wie mit brennenden Haken, an ihrem Herzen, und sie wußte sich ihres Jammers kein Ende. Gerade um diese Zeit ließ sich, wie man sagte, die Alte in der Hütte der Felsenschlucht wieder sehen. Jägerbursche, die durch den Wald streiften, wollten sie erblickt haben; denn von jeher zeigte das Geheimnißvolle der Natur sich am ersten dem mit ihr vertrauten Weidmann. Später brachten auch Holzknechte die Nachricht von der Anwesenheit der Hexe, und wie man Spuren ihres verborgenen nächtlichen Treibens in dem Steinrund oben auf der Waldwiese gefunden habe. Gertrud sammelte alle diese Kunden in ihrem Herzen, es erwachte eine heftige Lust in ihr, die furchtbare Alte zu besuchen, nur um sie ihres lügenhaften Zauberspiels wegen zur Rede zu stellen. Eine Weile kämpften bessere Regungen und die Erinnerung des ersten Betrugs mit diesem Wunsch; zuletzt siegte dieser. Gertrud besuchte die Alte, sie fand die Thür nicht mehr verschlossen; sie ging von da an öfters hin, und Alles an ihr und um sie fing an, sich nach und nach anders zu gestalten.

Ihre ungleichen Launen, die reitzbare Heftigkeit, welche sie ihrem Manne und allen ihren Hausgenossen oft unerträglich machte, verloren sich allmählig, sie wurde freundlicher mit allen, sie nahm gegen ihren Mann ein beynahe schmeichlerisches Wesen an, sie zeigte sich munter in der Gesellschaft, rührig im Haushalt, und eine innere Sicherheit schien sie über alle äußere Vorfälle zu erheben, und zu beruhigen. Mit ungezwungener Leichtigkeit suchte sie nun nähere Bekanntschaft in der Sensenschmiede. Sie machte

Elsen in der Kirche ein paarmal freundlich Platz, sie sprach einige Worte mit ihr, ein gefälliges Betragen stellte sich zwischen ihnen her, aus einzelnen Worten wurden längere Gespräche vor der Kirchthüre, und beym Nachhausegehen, die Hammermeisterin bewies Elsen eine unverkennbare Zuneigung, und Elsens Herz war nicht fähig, früherer Beleidigungen zu gedenken, wo sie Reue, oder den Willen zu vergüten, zu sehen glaubte. Sie erwiederte Wohlwollen mit Wohlwollen, und es machte sich endlich eines Sonntags, daß die Hammermeisterin, die schon oft von der schönen Lage der Sensenschmiede geredet hatte, Elsen geradezu nach Hause begleitete.

Der erste Besuch war kurz, ihm folgten mehrere und längere; auch Else kam zuweilen herüber, nur viel seltner; denn zu Hause war Rudolph, ihr Kind, und folglich ihre Welt. Auch hatte Rudolph sie anfänglich vor einer zu genauen Bekanntschaft mit einer Person gewarnt, die ihr einst so viel übeln Willen bewiesen hatte. Das würde allein hinreichend gewesen seyn, Elsen von jeder weitern Annäherung abzuhalten; denn ihres Mannes Wunsch war ihr Gesetz. Aber Rudolph mußte selbst nach und nach seinem frühern Argwohn entsagen; die Hammermeisterin war höflich mit ihm, freundlich mit Elsen, ohne jene Übertreibung, welche auf Absichten schließen läßt. Der Ruf erzählte, daß ihr häusliches Verhältniß viel anständiger sey, als im Anfange ihrer Ehe, und Rudolphs Herzen lag der Glaube an menschliche Güte, an Rückkehr vom Bösen so nahe, daß auch er endlich seinen heimlichen Widerwillen gegen Gertrud fahren ließ, und nichts mehr dawider hatte, wenn die Frauen sich öfters sahen.

Nur ein einziger Umstand nährte zuweilen den alten Ver-

dacht, oder weckte ihn für kurze Zeit aus seinem Schlummer. — Dieß war die dunkle Vermuthung, welche hin und wieder unter den Bewohnern des Ortes sich regte, als pflege Gertrud einen geheimen Umgang mit der Alten in der Felsenhütte, welche die ganze Gegend eine Hexe schalt; doch diese Gerüchte waren so wenig bestätigt, Gertruds Benehmen zeigte so wenig Spuren eines solchen Sinnes, daß auch diese Gedanken keine bleibende Festigkeit erhalten konnten, und der Umgang der beyden Frauen um so ungestörter war, da die Hammermeisterin am liebsten jene Stunden oder Tage zu ihren Besuchen wählte, wo sie den Sensenschmied nicht zu Hause wußte. Diese Beobachtung trug nicht wenig bey, auch Elsens Herz über jede eifersüchtige Regung gegen die noch immer hübsche und einst so gefürchtete Nebenbuhlerin zu beruhigen.

Gegen den Frühling mußte Rudolph eine etwas längere Reise unternehmen. Else dachte mit Schmerz an die bevorstehende Trennung, Gertrud baute eine sichere Hoffnung darauf, und so blieb, was auch in ihrem Herzen bey dem Gedanken an Rudolphs Entfernung sich regen mochte, ihre Haltung äußerlich ruhig.

Rudolph war nun abgereiset. Vor dem Anfange des Mayes war seine Rückkehr nicht zu erwarten. Else fühlte sich recht verlassen, und selbst Gertrudens Gesellschaft vermochte wenig über ihre Sehnsucht. Diese kam jetzt desto fleißiger, um die Einsame, wie sie sagte, zu trösten. Die Spinnabende hatten mit der beginnenden Feldarbeit aufgehört, die Frauen waren oft allein, und Else, die für ihr Leben gern wunderbare Geschichten und schauerliche Ereignisse erzählen hörte, fand sich am besten zerstreut, wenn ihre Freundin solche Gegenstände auf die Bahn brachte, und das that sie, wie es schien, sehr gerne.

Es kam allerley zur Sprache, und nachdem das Capitel der Geistererscheinungen, der Ahnungen, der deutsamen Träume erschöpft war, erzählte Gertrud ihrer Freundin mancherley, was eine neue Welt vor dieser Blicken eröffnete, nämlich von Menschen, die sich unsichtbar zu machen, oder zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten zu seyn vermöchten, — von der Wissenschaft, Abwesende deutlich und klar vor sich erscheinen zu lassen, ihnen, trotz großer Entfernungen, Liebes oder Leides nach Gefallen zuzufügen, die zukünftigen oder auch gegenwärtigen, wiewohl weit entlegenen Dinge zu erforschen, — von der Macht in undenkbar schneller Zeit einen verhältnißmäßig sehr weiten Raum zurückzulegen, Verstorbene zu rufen u. s. w. — Wie mit großer Vorsicht, und unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, theilte sie ihr einige solche Erfahrungen, von denen sie bey ihrem letzten Aufenthalte in der Stadt gehört, mit, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß die Mutterschwester, bey der sie damals gelebt, selbst in mehreren solchen Künsten erfahren gewesen sey, und ihrer Nichte erstaunenswürdige Proben ihrer Wissenschaft habe sehen lassen. Elsens Neugierde war aufs höchste gespannt. Unzählige Fragen drängten sich in ihrem Geiste, und indeß ein Schauer nach dem andern sie überrieselte, forschte sie immer weiter, und hing wie bezaubert an den Lippen der kunstvollen Erzählerin.

Gertrud hatte richtig gerechnet. Elsens Vorwitz, ja ihre brennendste Begierde nach solchen Dingen war aufgereitzt, besonders da Gertrud nach und nach sich manchen Wink entfallen ließ, es sey nicht unmöglich, ähnliche Dinge einmal zu sehen, oder Zeuge davon zu seyn, wenn man auch, — wovon Else schon

bey dem fernsten Gedanken zurückschauderte, — nicht den geringsten Antheil selbst daran nähme.

Ist das möglich? rief Else erstaunt. Warum nicht? erwiederte Gertrud: Es gibt Verwahrungsmittel, Vorkehrungen, die zu treffen sind, es werden den übernatürlichen Mächten gewisse unüberschreitbare Schranken gesetzt. Vorsichtig muß man freylich seyn, sich von keinem Vorwitz, auch von keinem unzeitigen Schreck hinreissen lassen, die bestimmten Grenzen zu übertreten, oder zu sprechen, wo das tiefste Schweigen gebothen ist. Übrigens kann dann nichts geschehen, und wie ihr mich da seht, — frisch und gesund, und so eine gute Christin, als ihr seyd, — bin ich schon mehr als einmal Zeugin solcher wunderbaren Dinge gewesen, und habe Sachen gesehen, — Sachen, — deren Wiederhohlung euch ein Mährchen bedünken würde.

Das waren neue Funken, in Elsens Geist geworfen. Bunte wunderbare Bilder wogten vor ihrer Seele auf und ab; was sie oft und jederzeit mit der lebhaftesten Anregung gehört, und als unglaublich, oder ihr wenigstens auf immer unzugänglich betrachtet hatte, trat nun als wirklich, als erreichbar vor sie hin, und zog sie mit unwiderstehlicher Gewalt an. Gar zu gern hätte sie auch so etwas gesehn, und ohne diesen Wunsch deutlich auszusprechen, wovon eine geheime Scheu sie immer zurückhielt, zeigten die kleinen Künste, mit welchen sie jedesmal, so oft sie sich mit Gertrud allein befand, das Gespräch auf diesen Gegenstand zu lenken wußte, wie alle Kräfte ihrer Seele sich nach und nach dahin wandten.

Gertrud that das ihrige, um diese Gluth zur hellen Flamme anzufachen. Sie ließ ihre Freundin errathen, daß sie mehr als

bloße Zuschauerin bey jenen Mysterien gewesen sey, ja, daß auch ihr manche Sprüche, manche Vorschriften, wie man natürliche Kräfte zu übernatürlichen Zwecken gebrauchen könne, nicht unbekannt seyen; und obwohl eine Art von scheuer Entfremdung vor ihrer zauberhaften Freundin Elsen im ersten Augenblicke nach dieser Eröffnung ergriff, so wirkte doch die Bemerkung, daß ja Gertrudens Ruf und Leben untadelhaft, ihre Wirthschaft gesegnet, ihr Christenthum von Niemand bezweifelt sey, nach und nach dahin, jenes scheue Gefühl zum Theil zu überwinden. Sie setzte nicht allein ihren Umgang eifrig fort, sondern sie ließ sich immer mehr in jene Schlingen verstricken.

So war der halbe März und fast der ganze Aprillmonath vergangen. Rudolph wurde binnen zehn, zwölf Tagen zurück erwartet. Elsens Herz schlug höher in freudiger Erwartung des geliebten Gemahls, des Vaters ihres Säuglings, und auch in Gertruds Brust regten sich Gefühle gewaltigerer, kühnerer Art bey dem Gedanken, daß sie ihn bald, und unter ganz andern, beseligenden Verhältnissen wiedersehen werde; daß aber nun auch, was zu geschehen habe, schnell und kräftig gethan werden müsse.

An einem milden Abende, in den letzten Tagen des Aprills, saßen die Frauen vor der Thüre der Sensenschmiede beysammen. Rudolphs nahe Zurückkunft, allerley Vorbereitungen hatten bisher den frohen Gegenstand von Elsens Gesprächen mit ihrer Vertrauten ausgemacht. Aber jetzt fing es an, zu dämmern, die Farben verblaßten, die entfernteren Gegenstände verloren sich in undeutliche Massen, und schon strahlten helle Sterne aus dem Mühlbach wieder, der, hinter dem Hause mit Getöse von den Rädern stürzend, hier mit beruhigten Fluthen dem See zu=

strömte. In den dichten Gebüschen an seinem Ufer, in dem Wald auf der Berglehne war es tiefe Nacht; Leuchtkäfer schwebten, mit stillem, grünlichem Lichte durch das Dunkel, kreisten vor den Frauen herum, und Gertrud schien ihr Spiel mit bedeutendem Ernst zu betrachten. Einzelne Worte, die ihr gleichsam entschlüpften, bestätigten dieß. Es fiel Elsen auf, und die gewohnte Gedankenreihe knüpfte sich an die seltsame Beobachtung, als plötzlich ein heller Feuerball aus dem Gesträuch von der Bergseite herausfuhr, und, an Gertrud vorüberfliegend, zischend im Mühlbach erlosch. »Es ist gut!« sagte diese ruhig: »Ich werde kommen.«

Else sprang auf, und starrte aus der Entfernung ihre Gesellschafterin an. »Was war das?« rief sie endlich, schlug ein Kreuz, und wagte es nicht, näher zu Gertrud zu treten.

„Närrisches Weib!« erwiederte diese höchst gelassen. „Was wirds seyn? Sie laden mich ein auf den ersten May. —«

»In der Walpurgisnacht?« rief Else mit noch größerem Schrecken: »Und ihr werdet gehen?« — »Anders kann ich wohl nicht. Es hat so seine Bewandtniß mit solchen Einladungen, und ohne Gefahr können sie nicht abgeschlagen, so wie nicht ohne großen Nutzen angenommen werden.“

»Ihr wollt auf den Blocksberg reisen? Gertrud! Um Gotteswillen! — wo der Satan Hof hält, wo die Teufel — ?“

Lächelnd schüttelte diese das Haupt. »Welche albernen Vorstellungen!« antwortete sie: »Man merkt wohl, daß ihr das vom Hörensagen aus unwissender und einfältiger Leute Mund habt. Es ist nicht so fürchterlich und so verderblich, wie ihr meint, das kann ich euch versichern.«

»Waret ihr denn schon dort?«

»Einmal im vergangenen Jahre; die Muhme nahm mich mit.«

»Die Muhme? War sie doch nicht hier; ich hätte ja auch davon wissen müssen.«

„Ihr macht mich lachen. Wohl war sie hier; aber freylich nicht, um hier zu wohnen, oder in ihrem gewöhnlichen Wagen, wie ihr zu glauben scheint. Bey der Nacht hat sie mich abgehohlt. Wir haben schon unser Fuhrwerk, es geht schnell und sicher, und es braucht einem Niemand zu sehen.«

»Also auf der Ofengabel? Oder auf dem Besen? — «

»Else!« antwortete Gertrud gleichsam ungeduldig: »Redet doch nicht so thöricht, und so ganz wie das dümmste Volk! Doch was brauche ich euch viel zu sagen, oder mich zu ereifern? Die Sache ist nun einmal wie sie ist, und geht euch nichts an. Ihr fahrt doch nicht mit mir, das weiß ich.«

»Nein, sicher nicht!« rief Else hastig: »Aber —« indem sie sich besann — »sehen möchte ich solch eine Reise wohl einmal.“

„Es wäre ein Leichtes. Doch lassen wir das! Ihr seyd gar zu ängstlich, es ist nichts für euch.«

Sie schwieg, und schien das Gespräch endigen zu wollen. Auch Else sprach eine Weile nichts; aber was sie gehört, und heute gesehn, war doch gar zu wunderbar. Sie fing auf einem Umwege abermals an, davon zu reden, — sie ging endlich in ihrem Muthe so weit, sich um die Art der Zusammenkunft in der ersten Maynacht zu erkundigen, und Gertrud machte eine Beschreibung von Freuden und Genüssen so unaussprechlich wundervoller Natur, daß diese Bilder nicht mehr aus Elsens Seele schwanden.

Es waren noch einige Tage bis dahin. Gertrud zeigte sich selt-

ner, die Vorbereitungen zu der Reise hielten sie auf, wie sie sagte. Was sie in den wenigen, mit ihrer Freundin zugebrachten Augenblicken ihr davon erzählte, war darnach berechnet, jene schon entzündete Begierde noch höher anzufachen, besonders da sie ihr versicherte, wie man das Alles mit ansehen, ja unter den nöthigen Vorkehrungen selbst mitmachen könne, ohne seinem Seelenheile zu schaden, ohne eine minder gute Christin zu seyn, wie Else ja an Gertrudens eigenem Beyspiele sähe.

Alles dieß, so schlau es nun Gertrud darauf angelegt hatte, um Elsen zur Theilnahme an ihrem fluchwürdigen Unternehmen zu bewegen, erreichte nun wohl dieß Ziel nicht; denn tiefe Frömmigkeit, und besonders die Liebe zu Rudolph, den sie mit jedem heimlichen Schritte zu kränken fürchtete, hielten Elsen von jedem gewagten Entschlusse ab; aber das glaubte sie sich doch erlauben zu dürfen, die Freundin auf ihrem wunderbar geschilderten Reisewagen zu sehen, und so wurde verabredet, daß Gertrud, wenn sie bey Elsens Hause seyn würde, wo ihr Weg sie, wie sie behauptete, vorüber führen müsse, ans Fenster klopfen, und Else dann durch dieses Alles, wie sie es wünschte, sehen könnte.

Die Nacht des ersten May's kam heran. Ein helles Vollmondslicht verklärte die Gegend in unbeschreiblich mildem Glanze. Else lag schlaflos in ihrem einsamen Bette. Gedanken an den abwesenden Geliebten, an seine nahe Wiederkunft, an die nächtliche Reise der Freundin, kreuzten sich wechselsweise in ihrem Kopfe. Da schlug es langsam auf der Zimmeruhr die eilfte Stunde, ein wunderlicher Schauer ergoß sich über Elsen, und gleich hierauf pochte es ans Fenster. Das war Gertrud. »Geh nicht! Geh nicht!« flüsterte eine Stimme in

Elsens Brust; aber es pochte noch einmal und stärker, und das helle Mondlicht warf einen langen Schatten der vor dem Fenster stehenden Gestalt ins Zimmer. — Else schlug ein Nachtkleid über sich, sprang aus dem Bette, und wirbelte das Fenster auf; denn es wäre doch gar zu ungezogen gewesen, sich nicht einmal zu zeigen. Da stand Gertrud, köstlich, aber in wunderbaren Farben geschmückt, und grüßte Else mit widrigem Lachen. »Ihr seht, ich halte Wort!« sagte sie: »Da bin ich mit meinem Fuhrwerk — «

»Seh' ich doch keins? erwiederte Else: Ihr seyd zu Fuß.«

»Welcher Einfall!« entgegnete jene: „Ich bin nur abgestiegen, dort steht der Wagen!« Sie wies ein Paar Schritte abwärts. — Else lehnte sich stärker hervor, um die Kutsche zu sehen, und erblickte wirklich etwas seltsam gestaltetes, von dem sie nicht wußte, was sie daraus machen sollte, und zwey häßliche, aber ungeheure Fledermäuse davor gespannt. — »Nicht möglich!« rief sie: „Das euer Wagen?“

»Ja doch, ja,« antwortete Gertrud, »ihr seht nur nicht recht!« Und mit diesen Worten langte sie nach Elsens Hand, als wollte sie sie in eine Stellung rücken, von wo aus sie das Fuhrwerk besser ausnehmen könnte; aber in dem Augenblicke fühlte sich Else mit unwiderstehlicher Gewalt gefaßt. „Was macht ihr?« rief sie, »Laßt mich los!« Aber Gertrud lachte höhnisch. »Nicht doch, nicht doch!“ rief sie: »Kommt nur, der Wagen wartet!« Und bey diesen Worten riß sie mächtig an dem Arme der Erschrockenen, zog sie gewaltsam aus dem Fenster, der Wagen flog unter gellendem Pfeifen der Fledermäuse herbey, und plötzlich sah sich Else an Gertruds Seite auf dem Fuhrwerke, das sich, zu ihrem größten Schrecken, geradezu in die Luft erhob. Sie

stieß einen lauten Schrey aus, — ihre Sinne schwanden, — und als sie wieder zu sich kam, lag bereits die heimathliche Gegend mit allen ihren Bergen und See'n in hellem Mondlicht tief unter ihr. Sie war vor Angst außer sich, — sie wollte um Hülfe rufen, — Gertrud legte ihr die Hand auf den Mund. »Keinen Laut!« rief sie: »Keinen Nahmen, der uns jetzt in Gefahr bringen könnte! Haltet euch still! Ihr seyd in meiner Macht. — « Else schwieg, sie sah die Wahrheit dieser entsetzlichen Versicherung nur zu gut ein. Jede Nerve an ihr zitterte; mit jedem Blicke hinab in die Tiefe, über der sie schwebte, und in welcher sie beym schnellen Dahinfliegen Städte, Dörfer, weite Ebenen, ansehnliche Gebirge und große Flüsse, wie auf einer unabsehbaren Fläche ausgebreitet, unter sich unterschied, wuchs ihr Grauen, ihre Angst, und ihre Reue, sich jemals mit diesem zauberhaften Weibe in ein freundschaftliches Verkehr eingelassen zu haben. Jetzt dachte sie ihres Mannes, seiner früheren Warnungen, seines Schreckens, wenn er sie bey seiner Zurückkunft nicht vorfände, ihres Kindes. Eine nahmenlose Verzweiflung bemächtigte sich ihrer Seele, und selbst die Thränen versagten der Geängsteten. Plötzlich hörte sie ein widriges Schwirren und Kreischen durch die Luft, allerley häßliches Gevögel, seltsame Fratzengestalten schwärmten unter, neben, über ihr hin, sie schloß die Augen vor dem grauenvollen Anblicke, und empfahl ihre Seele Gott und allen lieben Heiligen; denn des irdischen Lebens hatte sie sich schon verziehen. Da fühlte sie, daß der Wagen sich allmählig senkte, und die Blitzesschnelligkeit der Bewegung nachließ. »Wir sind zur Stelle!« rief Gertrud. Else schlug die Augen auf; ein helles Licht, wie aus der Esse eines Hochofens, schlug ihr ins Gesicht, nahe unter ihr lag die waldige

Kuppe eines hohen Berges, alles schien in Flammen zu stehen, und doch brannte nichts, die Tannenbäume standen unversehrt in der Lohe, weder Gras noch Laub schienen den Brand zu spüren; aber auf der feurigen Ebene, mit Steintrümmern eingefaßt, in deren Mitte sich ein Haufen Steine wie ein Altar erhob, kreis'ten, schwebten, zischten, heulten und pfiffen die furchtbarsten, die seltensten, die gräßlichsten Gestalten in der hellen Erleuchtung pfeilschnell hin und wieder, daß Elsen bey deren Anblick Hören und Sehen verging, und sie, des Verboths uneingedenk, mit einem lauten Schrey: »Jesus! Maria!« ausrief. In dem Augenblicke verschwand Alles mit donnerndem Getöse vor ihren Augen, dichte Finsterniß umhüllte sie, sie fühlte sich sinken, stürzen, sie glaubte sich ihrem Tode nahe, empfahl sich in Gottes Hand, — und verlor das Bewußtseyn.

Ein milder, wunderlieblicher Morgen verkündete die Ankunft des schönsten Monaths im Jahre, des holden May's. Wie ein jugendlicher Held, ihre Bahn siegreich zu durchlaufen, stieg die Sonne über einen Föhrenwald herauf; ihr Strahl verjagte den letzten frostigen Nachthauch, der noch in Büschen und Niederungen weilte, das Morgenopfer der neubelebten Erde wallte in leichten Wölkchen von den erquickten Wiesen zum Himmel empor; die Sonne sog den duftigen Nebel auf, Licht, Wärme, Leben drangen in die beseelte und unbeseelte Schöpfung. Da fühlte auch ein unglückliches Weib, das wie sterbend an einem Zaune lag, den milden Einfluß; sie schlug die matten Augen auf, sie sah erstaunt, entsetzt herum in der weiten, hellen Ebene, wo kein Gegenstand ihr irgend eine bekannte Erinnerung zurief; sie

betrachtete sich selbst, sie begriff keinen Zusammenhang, nicht wie sie hierher gekommen, nicht wo sie sey? Eine unendliche Müdigkeit lag in ihrem ganzen Wesen, und nur ein tiefer, innerer Schmerz mahnte die Unglückliche, daß in dem Dunkel ihrer Erinnerungen nichts als Qual und Elend lag.

Jetzt richtete sie sich auf, sie ermunterte sich, sie fing an, sich zu besinnen, einzelne schreckliche Bilder, qualvolle Empfindungen wachten nach und nach in ihrem betäubten Geiste auf, es war ihr, als hätte die letzte Nacht unendlich lange gewährt, und ihre frühere Vergangenheit läge weit hinter ihr. »O mein Rudolph! mein Rudolph! — Mein Kind!« rief sie jetzt jammernd aus, und ein Thränenstrom stürzte über ihre Wangen. Allmählig ordneten sich ihre Gedanken; mit den Thränen schien der betäubende Schwindel von ihr zu weichen, sie erkannte Alles klar, sie war durch die Bosheit einer falschen Hexe von ihrer Heimath, von ihrem Gatten entfernt. Wo sie aber war? wie sie hierher gekommen? das begriff sie nicht.

Es bedurfte einiger Zeit, bis sie gefaßt genug war, sich in ihren nächsten Umgebungen umzusehen; aber da war auch gar nichts, das ihr nur im geringsten bekannt vorgekommen wäre. Eine flache Gegend dehnte sich unabsehlich rings herum aus, hier und da ragten Kirchthürme ferner Dörfer empor; eine breite, Straße lief durch Äcker und Wiesen hin, worauf sie einige bepackte Fracht- und Reisewagen kommen sah. Es schien ein wohlbebautes Land, und in der Ferne glaubte sie die Mauern und Thürme einer Stadt zu entdecken, nach welcher die Poststraße führte. Rings aber um sie herum war weder Dorf noch Haus, das nächste wohl eine halbe Stunde entfernt, und sie so erschöpft, daß sie kaum wußte, wie sie es erreichen, und

noch weniger, was sie sagen würde, um bey der abenteuerlichen Art ihrer Hierherkunft Glauben zu finden, und nicht als eine Landstreicherin angehalten zu werden.

Dennoch mußte ein Entschluß gefaßt werden. Sie erhob sich mühsam, und wankte eine Weile am Zaune hin; da schlenderte ein munterer Knabe, der eine Heerde Gänse, wahrscheinlich aus dem nächsten Dorfe, vor sich hertrieb, den Weg zwischen Feldern heran. Else faßte sich ein Herz und redete ihn an, indem sie ihn um den Nahmen des nächsten Dorfes, und der Stadt dort in der Ferne fragte. Sie hörte Klänge, die ihrem Ohre ganz fremd waren; auch die Aussprache des Knaben, obwohl deutsch, kam ihr ungewohnt, und nicht recht verständlich vor. — Sie fragte um das Land, den Fürsten, welchem es gehörte, und nun besann sie sich, diese Nahmen von ihrem Manne bey Gelegenheit seiner Feldzüge nennen gehört, aber auch allemal die Vorstellung einer sehr weiten Entfernung damit verbunden zu haben. Der Knabe war indeß mit seiner Heerde vorübergezogen, — und Else stand verwirrt, unschlüssig wie bisher. Doch raffte sie sich auf, und ging dem Dorfe zu; aber sie konnte es nicht erreichen, ihre Erschöpfung war zu groß, sie sank ins Gras am Wege nieder, fühlte mit neuem Schmerz ihre gänzliche Verlassenheit, und fing von neuem an, bitterlich zu weinen.

Der Schall nahender Männertritte weckte sie aus ihrem dumpfen Jammer; sie sah auf, ein bejahrter Mann, schwarz gekleidet, mit ehrwürdigen Zügen, kam die Straße her, und blieb verwundert vor der unbekannten Wanderin stehn. Mit einer Frage, wie weit es noch in jene Stadt, die sie nannte, sey, knüpfte sie das Gespräch und ihre Erkundigung an. Des Alten Reden bestätigten und erläuterten, was der Knabe gesagt

hatte. Sie fragte endlich: »Wie weit es von hier bis nach ** — sie nannte ihren Wohnort — » sey? « Der Mann hatte den Nahmen nie gehört. » Oder bis an die Donau, bis Linz?“ — » O mein Kind! Wohl über hundert Meilen!“ war des Mannes Antwort, und Else erbleichte, und ein Ton des heftigsten Schmerzes drang aus ihrer Brust. Der Mann hatte Mitleid mit ihr. „Woher bist du, mein Kind?“ fragte er liebreich, „und wie kommst du hierher, wo du ganz fremd zu seyn scheinst?“ Hier brachen Elsens Thränen aufs neue hervor. Der Alte suchte sie zu beruhigen; aber das volle Gewicht ihres Unglücks stürzte mit zermalmender Gewalt auf sie. Sie konnte nicht antworten; und was hätte sie auch sagen können, was dem Unbekannten nicht wie ein Mährchen geklungen, und sie in seinen Augen verdächtig gemacht haben würde? Sie warf sich ins Gras hinüber und überließ sich schluchzend der Betrachtung und dem Gefühl ihres grenzenlosen Elends. Nach einer Weile erhob sie sich, der Mann stand noch mitleidig vor ihr, die Nothwendigkeit zu sprechen, ihm zu sagen, woher sie sey, erschien ihr als unausweichbar, und sie war so gar nicht vorbereitet. Weinend blickte sie zu ihm empor, faltete die Hände und sagte: » Wer ich bin, und woher ich komme, sollt ihr erfahren, sobald ich im Stande bin, von Dingen, die mich so tief betrüben, zu sprechen. Habt Geduld und laßt mir Zeit! Der Schulmeister, denn das war er, sah bey diesen Worten den Ausdruck ihres offenen, lieblichen Gesichtes, er sah die in Thränen schwimmenden blauen Augen, wurde gerührt und sagte: „Gut, meine Tochter, ich will nicht in dich dringen, weil es dir Schmerz macht. Auch könnte ich mich ohnedieß nicht bey dir verweilen, mein Geschäft führt mich dort in jenes Dorf; aber in einer Stunde komme ich wieder, und dann wollen wir

weiter sprechen.« Mit diesen Worten schüttelte er der Tiefbetrübten die Hand, und verfolgte seinen Weg.

Else sah ihm nach; der Gedanke: Was wirst du dem Greise sagen, wenn er wieder kommt? stand schreckend vor ihr. Woher sollte sie sagen, daß sie käme? Und wie war sie hierher gerathen? Wußte sie es doch kaum selbst! Ihr Herz drängte sie, die Wahrheit zu gestehen, und doch fürchtete sie, sich damit, so schuldlos sie war, verdächtig oder verhaßt zu machen. Da fielen ihr die Fracht- und Reisewagen in die Augen, die jenseits der Felder auf der breiten Straße gegen die Stadt hinzogen, sie erinnerte sich von ihrem Rudolph gehört zu haben, daß dieses Städtchen nicht weit von Braunschweig liege, sie ordnete ihre Gedanken, dankte Gott für die Fassung, die er ihr geschenkt, für den Antheil, den ein guter Mensch an ihr nahm, sie fand in allem dem einen Fingerzeig, sich hier um eine Unterkunft umzusehen; — denn wo konnte sie in dieser Gegend hingehen, wo sie nicht eben so fremd war? — und sie erwartete mit etwas mehr Ruhe, obwohl noch immer mit dem tiefsten Schmerz, die Wiederkunft des Schulmeisters. Diese erfolgte auch in nicht gar langer Zeit, und nun erzählte ihm Else, daß sie bey einer fremden Herrschaft in Linz gedient, daß diese über Wien nach Braunschweig, und von dort noch weiter habe reisen wollen, daß sie mit ihr den Weg bis auf einige Meilen von hier gemacht; aber da so schwer krank geworden sey, daß die Herrschaft, die sich nicht aufhalten können, sie dort habe zurück lassen müssen, daß sie während ihrer langen Krankheit ihre kleine Barschaft, und was ihr die Herrschaft gegeben, verzehrt, sich freylich nun auf den Weg gemacht; aber ohne Geld, ohne Bekanntschaft, und mit noch schwachen Kräften verzweifeln müsse, Braunschweig

zu erreichen, wo sie ohnedieß ihre Leute, nach so manchen Wochen, kaum mehr vermuthen könne.

Diese Erzählung, welche ziemlich wahrscheinlich klang, weckte des Schulmeisters innigstes Mitleid mit der Verlassenen, deren Kleidung und Aussehen ganz mit dem Gesagten übereinstimmte, und er fragte sie, was sie nun zu thun entschlossen sey?

„Ach, wenn ich Jemand fände, der mich in Dienst nehmen wollte, als Magd, als Hirtin. Ich bin eine Bauerstochter, kenne die Landarbeit, und scheue keine.«

Der Alte sah sie eine Weile an. »Wahrhaftig,« sagte er endlich, „es scheint, der Himmel habe dich mir zugeschickt, oder mich dich finden lassen, meine Tochter! Ich bin Schulmeister hier im Dorfe, und lebe mit meinem schon etwas kränkelndem Weibe ganz allein dort in dem Hause, vor dem die Linden stehen. Vorgestern starb unsre Magd, die uns siebenzehn Jahre redlich gedient; mein Weib wollte sich nicht trösten über diesen Verlust, und heute schickt uns Gott unverhofft eine andere, und, wie es scheint, recht brave. So laß es uns denn in seinem Nahmen mit einander versuchen. Ich hoffe, wir sollen uns vertragen.“

Elsen tönten diese Worte wie eine Bothschaft vom Himmel. War sie doch jetzt nicht mehr ganz verlassen! Hatte sie doch einen Menschen gefunden, der sich ihrer annahm! Sie erhob sich, und ging, so schnell es ihre Mattigkeit erlaubte, mit dem Alten in sein Haus. Freylich wollte die Schulmeisterin einige Einwendungen über der neuen Magd gar zu große Jugend, und gar zu liebliches Aussehen machen; aber der Mann wußte sie alle mit freundlicher Zuversicht zu beseitigen, und Elsens Betragen zeigte bald, daß die guten Menschen ihre Wohlthat an keine Unwürdige ver-

schwendet hatten. So fleißig, so geduldig, so treu war noch keine Magd gewesen; sie überhob die Frau, welche schon die Beschwerden der Jahre zu tragen hatte, so viel sie konnte, sah ihr ihre Wünsche an den Augen ab, suchte ihren Gebiether durch Gehorsam und pünctliche Ordnung zu erfreuen, und schaltete wie ein guter Geist in diesem Hause, das sie gastfreundlich aufgenommen. In wenigen Monathen war ihr Verhältniß zu ihren Dienstgebern ganz verändert; sie schienen nicht eine Magd aufgenommen, sondern eine liebende Tochter gefunden zu haben, und auch sie verehrte das alte Paar gleich ihren leiblichen Ältern.

Aber so schön und lohnend auch Elsens Stellung in diesem Hause war, so vermochte sie doch den tiefen Kummer, und die unauslöschliche Sehnsucht nach ihren fernen Lieben nicht zu beschwichtigen. In der Einsamkeit stiller Nächte flossen ihre Thränen, und jammernd lag sie täglich im Gebeth vor Gott, daß er sich ihrer Noth erbarmen, und ihr einen Weg zeigen möge, um zu den Ihrigen zurück zu kehren. Der Gedanke an die Angst ihres Rudolphs, an seinen Schmerz um sie, an die seltsamen Vermuthungen, die er und alle Welt sich von ihrem Verschwinden machen mußten, die Sorge um ihr verlassenes Kind, wegen dessen sie sich die bittersten Vorwürfe machte, Grauen und Furcht vor den Absichten der gottlosen Gertrud, alles das vereinigte sich in manchen Augenblicken, um ihr Herz bis zur Verzweiflung zu bringen, und nur die Vatergüte Gottes hielt das zitternde Geschöpf, daß es nicht ganz in dieser Nacht versank, und auf den Allmächtigen vertrauen konnte, der züchtigt, weil er liebt, der den glimmenden Docht nicht auslöschen, das zerknickte Rohr nicht zerbrechen will.

So vergingen zwey kummervolle Jahre. Allerley unter der

Hand angestellte Nachforschungen blieben ohne Erfolg; es erschien ihr kein Weg, etwas von ihren Lieben zu erfahren, noch weniger eine Möglichkeit, ohne Geld, ohne Weisung zu ihnen zurück zu kehren. Zu Ende dieser Zeit starb endlich, nach langem Siechthum, Elsens Gebietherinn, und ihr folgte bald der einsame Witwer, der es nicht vermochte, ohne die Gefährtinn zu bleiben, mit der er eine so lange Strecke des Lebensweges in Eintracht zurückgelegt hatte. Die fromme Else hatte beyde mit kindlicher Treue gepflegt, und ihnen die Augen zugedrückt; aber sie erschrack freudig, als nun die Gerichte erschienen, um über die Verlassenschaft des alten Paars abzuhandeln, und es sich bey Eröffnung des Testamentes zeigte, daß ihr Wohlthäter ihr eine kleine Summe zugedacht hatte, die sie in den Stand setzte, mit dem, was sich ihre Genügsamkeit erspart, die Reise in ihre Heimath zu Mann und Kind anzutreten.

Unabläßig war nun ihr Sinn auf diese Rückkehr gerichtet; das lang entbehrte Gefühl der Hoffnung blühete aufs neue in ihrem Herzen auf, und die bloße Möglichkeit, ihre Lieben wiederzusehn, die ihr seit ihrer Verbannung ganz verschwunden war, erfüllte sie mit stillem Entzücken.

Sobald es thunlich war, führte sie ihren Vorsatz aus, nachdem sie sich nach der besten Art und Weise desselben erkundigt hatte, um nur ja des heißgeliebten Zieles nicht zu verfehlen. Theils mit dem Postwagen, theils mit guten Menschen, denen man sie empfohlen, gelangte sie endlich bis gegen die Berge ihrer Heimath, und wie sie hier die wohlbekannten Felsenspitzen erblickte, die Gebirgswelt sich vor ihren Blicken aufthat, und der Gedanke: dort lebt Mann und Kind, dort wirst du sie bald, bald wieder sehn! — sie mit unaussprechlichem Gefühl ergriff, da

stürzten ihre Thränen hervor, sie war einer Ohnmacht nahe, und ihre Reisegefährtin, eine alte Bürgersfrau aus dem nächsten Städtchen, hatte Mühe, ihre Lebensgeister aufrecht zu erhalten.

Den Rest des Weges, von der letzten Station bis zu ihrem Geburtsorte, war sie entschlossen, zu Fuße und ganz unerkannt zurück zu legen. Wußte sie doch nicht, wie sie ihre Lieben finden, was man von ihr denken, wie man sie aufnehmen würde? Diese Sorgen, welche früher sich oft in ihr geregt, fielen jetzt, in den letzten Augenblicken, mit aller Gewalt auf ihre Seele und lähmten den geflügelten Schritt, mit welchem sie die erste halbe Meile ihres Weges zurückgelegt hatte. Nun hatte sie die waldige Schlucht durchwandert, die sie noch vom See und dem Anblick ihres Wohnortes schied. Ihre Angst, ihre Spannung stiegen mit jedem Schritte. Nun öffnete sich das Thal, und nun lag plötzlich der See mit allen seinen umkränzenden Bergen, mit den Dörfern an seinen Gestaden, oben, am Ende desselben, der Marktflecken vor ihr, und dort links hinter dem Walde, wo ihr Auge vergebens nach Dach oder Giebel schaute, verkündete der dunkle, aufsteigende Rauch der Esse den Ort, wo Rudolph, wo ihr Kind lebte, wenn sie noch lebten. Ergriffen von diesem Gedanken, stürzte sie weinend am Seeufer nieder, hielt den mütterlichen Boden umfaßt, und ergoß ihr Herz im heißen Gebethe. Sie erhob sich. Sie hatte vielleicht noch mehr als eine Stunde weit zu gehen; und was sollte sie finden? wie würde man sie empfangen? Nein! Es war nicht möglich, ohne vorläufige Erkundigung, ohne nähere Kenntniß von dem vielleicht Entsetzlichen, was sie zu Hause erwarten konnte, den gewagten Schritt zu thun, und sich den Ihrigen plötzlich darzustellen!

Diese Betrachtung, und die Erschöpfung ihrer Kräfte, eine Folge der innern Erschütterung, bestimmten sie in einem nahen Hause, wo sie eine freundliche Alte spinnend vor der Thüre sitzen, und ein Paar Enkelchen, wie es schien, die vor ihr spielten, bewachen sah, einzusprechen, und um eine Erquickung zu bitten. Gutmüthig betrachtete die Alte das junge, hübsche Weib, dessen Kleidung auf eine fremde Heimath schließen ließ, und dem Kummer und Erschöpfung aus den bleichen Zügen sah, und hohlte ihr einen Krug mit Milch und Brot. Sie saßen zusammen vor dem Hause. Die Gegend, die Dörfer, die Häuser, die man nah' und fern sah, gaben eine schickliche Einleitung zu Elsens bangen Fragen, die sich bald nach der Rauchsäule, die oben hinter dem Walde aufstieg, und nach dem jungen Sensenschmied wandten, den sie in der Fremde als Reiter gekannt zu haben versicherte. Sie selbst war aus der Gegend von Prag, und im Begriff, die Verwandten ihres jüngstverstorbenen Mannes zu besuchen, die in St. Gilgen wohnten. Die Alte gab freundlichen Bescheid über Alles, und endlich auch über den Sensenschmied. Er lebte noch, und es ging ihm wohl mit seiner Frau und seinen beyden Kindern.

» Seiner Frau ? « antwortete Else tödtlich erschrocken: » Er hat also wieder geheirathet? «

» Nicht daß ich wüßte! — Er müßte nur im Kriege schon ein Weib gehabt haben. O die Soldaten nehmen das nicht so genau! «

» Und wer ist denn seine Frau ? « — brachte sie mühsam hervor.

» Ein hiesiges Kind, « antwortete die Alte, » dort aus dem Markte; sie sind schon mehrere Jahre verheirathet. «

» Zwey Jahre ? " stammelte Else mit bebenden Lippen.

»O wohl länger! Das älteste Kind läuft schon recht hübsch.«

Else erstarrte; sie wußte nicht, was sie denken sollte. Die Bauersfrau sah sie forschend an. Eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß nähmlich Rudolph während seines Kriegsdienstes eine Verbindung mit diesem jungen schönen Geschöpf gehabt, drängte sich ihr auf, und spiegelte sich in dem Mitleid, das aus ihren Mienen sprach. Neugierig, aber schonend, stellte auch sie nun allerley Fragen; doch Else war zu bestürzt, um den Sinn derselben recht zu verstehen, und nur als sie sich ein wenig gefaßt hatte, vermochte sie weiter zu reden, und sich zu erkundigen: ob Rudolph gut mit seiner Frau lebe?

»Darüber spricht man allerley,« erwiederte die Alte: »Sie soll zänkisch, böswillig seyn, und dem braven Manne sein Haus zur Hölle machen.«

Eine seltsame Empfindung, aus Mitleid und heimlicher Schadenfreude gemischt, wallte in Elsen auf. Sie forschte weiter. Alles, was sie hörte, diente nur, sie zu verwirren, und ihr eine klare Übersicht dessen, was geschehen seyn mochte, unmöglich zu machen; doch ach, was sie erfahren, war schon hinreichend, ihr jede Hoffnung auf künftiges Glück zu rauben. Ehe sie die Frau verließ, fiel ihr ein, auch noch um Gertrud, die Hammermeisterin, zu fragen.

»Ihr scheint so ziemlich bekannt in der Gegend?« antwortete die Alte.

»Mein Mann war zuweilen hier bey seinen Verwandten; von ihm weiß ich Manches. Wie geht es der Hammermeisterin?«

»Ach, da müßt ihr eine Weile nichts von ihr gehört haben; die ist schon lange todt.«

»Todt?« rief Else entsetzt: »Und wann? und wie?«

»Es hat stets ein seltsames Bewandtniß mit dem Weibe gehabt. Man sprach wunderlich von ihr. Sie soll allerley geheime Künste getrieben haben. — Nun, ihr versteht mich, man redet nicht gern davon; am Ende läßt sich auch nichts beweisen, und es ist unchristlich, so etwas, auf bloßen Anschein hin, seinem Nächsten nachzusagen. Genug, vor ein Paar Jahren — sie hatte die Gewohnheit, sich im See zu baden, man sagte, sie hätte es gethan, um ihre hübsche Gestalt zu erhalten, und das Wasser vorher mit allerley Worten und Segenssprüchen besprochen — also vor zwey Jahren war sie auch eines Morgens, wie sie pflegte, noch vor Sonnenaufgang hinausgegangen; die Magd mußte ihrer in einiger Entfernung hinter dem Dickicht warten. — Aber sie soll noch zurück kommen! Als es der Magd zu lange währte, ging sie, nach ihrer Frau zu schauen. Die war fort, die Kleider lagen am Ufer, sie selbst war verschwunden. Ob der See sie verschlungen, ob der Böse, — Gott sey bey uns! — sie über dem zauberischen Frevel geholt, den sie da getrieben, wer weiß das? Der Hammermeister ließ überall nachsuchen, um ihren Körper zu finden; aber umsonst. Es ist möglich, der See hat tiefe Stellen, daß die Unglückselige in eine solche gerathen, und der Wirbel sie hinabgezogen; — es ist auch noch etwas anders möglich; — kurz, zum Vorschein ist sie nie wieder gekommen.«

Else schwieg schaudernd. Sie glaubte den Finger einer rächenden Vergeltung zu erblicken, und als sie sich noch ein wenig gefaßt, und der Bauersfrau für ihre Freundlichkeit gedankt hatte, setzte sie ihren letzten, peinvollen Weg nach einem Orte fort, wo sie die höchste Seligkeit nach so langen Leiden zu finden gehofft hatte, und den sie nun wahrscheinlich nur unerkannt und heimlich betre-

ten, und dann auf ewig wieder verlassen mußte. Aber sehen — sehen mußte sie ihren Mann und ihr Kind noch einmal! — Zum letztenmal vielleicht auf dieser Welt! Der Weg war weit, ihre Kräfte erschöpft; — mühsam schleppte sie sich fort. Die Sonne stand hoch am Himmel, als sie jetzt um das Gebüsch herumbog, der Waldbach, an dessen Ufer sie oft mit ihrem Manne gesessen, aus dem Tannendunkel ihr entgegen brausete, das Haus rechts hinunter vom Wege so friedlich da lag, und das leise Gewimmer eines Kindes, ach, vielleicht ihres Kindes! aus der Stube drinnen an ihr Ohr schlug. Wankend, bleich schritt sie die Anhöhe hinab; jetzt lag der Hof offen vor ihr, und eine Frau in sauberer Hauskleidung stand am Brunnen, und wusch. Else konnte sie nicht im Gesichte sehen, denn die Person hatte sich eben über den Trog niedergebückt. So schlich sie hinter ihr der offenen Thüre zu, wollte verstohlen hineinblicken, und — guter Gott! — da saß ihr Rudolph, gedankenvoll den Arm auf den Tisch, den Kopf auf den Arm gestützt, viel bleicher, viel trüber als einst, vor ihr. Alle Besinnung, alle Umsicht verließ sie bey dem Anblicke des geliebten Mannes, und mit einem lauten Schrey des Schmerzes, der Freude, flog sie an seine Brust. Erstaunt und unmuthig wand sich Rudolph aus den Armen der fremden Gestalt, sah ihr ins Gesicht, und sagte unwillig: » Was soll der alberne Scherz? Zu was die thörichte Vermummung? «

Else war wie niedergedonnert. Dieser kalte und doch so natürliche Empfang war das befremdendste, was ihr begegnen konnte; sie stand dem Zürnenden sprachlos gegenüber, und vermochte nichts, als die Hände zu ringen, und flehend zu ihm aufzublicken.

»Einfältige Possen!« sagte er, und trat ans Fenster, von ihr weg.

»Ach, Rudolph! rief sie endlich schmerzlich: Ist das Alles, was du mir nach zweyjähriger Trennung zu sagen hast?«

Er wandte sich rasch um. »Zweyjährige Trennung?« rief er entrüstet: „Du gehst vor einer halben Stunde hinaus an den Brunnen, und kommst jetzt verkleidet herein. Was soll die Komödie? Wahrhaftig, Else, dein Betragen von heut Morgens war nicht darnach, um diesen Spaß zu rechtfertigen. Überhaupt — Aber ich will mich nicht von neuem ärgern. — Hinaus an deine Arbeit! Hier hast du nichts zu thun!«

»O Rudolph! Rudolph!“ jammerte Else: »Welcher ungeheure Betrug ist hier vorgegangen! Ich war ja zwey Jahre und drey Monathe weg von dir, seit der unseligen Walpurgisnacht —«

»Walpurgisnacht!« rief Rudolph: — »An welchen Zeitpunct wagst du mich zu mahnen! Ja, seit der Walpurgisnacht bist du verwandelt, und ich ein unglücklicher Mann!«

»Ich war es nicht! Ich war es nicht!« rief Else mit steigender Lebhaftigkeit und steigendem Muthe: — »Nein, Rudolph, ich habe dich nicht gequält. — Ich war weit, weit von hier. — O, kennst du deine Else nicht mehr?«

Bey diesen Worten streckte sie die Arme zärtlich nach ihm aus; die Thränen, die aus ihren Augen flossen, der Ausdruck ihrer Blicke, der Ton ihrer Stimme, alles drang mächtig zu seinem Herzen. Er fühlte sich überwältigt. »O Gott! Gott!« rief er: »Das ist wieder so wie in der alten Zeit. Else! Liebst du mich noch?«

In dem Augenblicke ging die Thür auf, und ihr Ebenbild,

eine zweyte Else, den Korb mit ausgerungener Wäsche auf dem Kopfe, trat ins Zimmer. »Heiliger Gott!« schrie Rudolph: »Es sind zwey!« — Aber Else, in deren Seele längst ein schrecklicher Argwohn gegährt hatte, schrie laut auf, sprang zum Weihbrunnkesselchen am Thürpfosten, sprengte die Tropfen auf die unheimliche Gestalt, schlug ein Kreuz, und Jene, die im ersten Moment bey Elsens Anblick eben so entsetzt vor ihr gestanden hatte, floh nun mit einem furchtbaren Schrey zur Thüre hinaus, und im Entfliehen glaubte Rudolph und Else plötzlich Gertrudens Züge an ihr zu erkennen.

Sie war fort. Die beyden Gatten sahen sich bebend, staunend an; aber eine süße Beruhigung senkte sich in Elsens so lange zerrissenes Herz, und vor Rudolphs Geist dämmerte eine Ahnung des wahren Zusammenhangs auf. — Er streckte die Arme nach seiner Wiedergefundenen aus. »Ach, bist du's denn?« rief er: »Bist du meine wahre, meine gute Else?«

Sie sank weinend an seine Brust. Zu reden vermochte sie nicht; auch Rudolph, überwältigt von Grauen, Liebe, süßer Hoffnung und bangem Entsetzen, war seiner nicht ganz mächtig. Endlich ordneten sich seine verworrenen Gedanken, und er hörte nun unter den wechselndsten Empfindungen, was ihm Else voll Reue und Liebe von ihrem vertrauten Umgang mit Gertrud, ihrer gewaltsamen Entführung, dem Hexenberge, und ihrem Leben bey dem Schulmeister erzählte. Sie saß auf Rudolphs Schooße, jedes ihrer Worte, jeder Blick diente dazu, die beruhigende Gewißheit, daß dieß seine geliebte Else, und jenes zank- und zornsüchtige Wesen, das ihm durch zwey Jahre das Leben vergällt, nur ein unheimlicher Spuck gewesen sey, in seiner Brust zu verbreiten. Nun begann auch er seinen Bericht, wie er

vor zwey Jahren, bald nach jener unseligen Nacht, nach Hause gekommen, seine Frau in ihren gewöhnlichen Verrichtungen, und Alles übrigens in der besten Ordnung gefunden, so, daß an einen Verdacht, oder an eine Verwechslung gar nicht zu denken war. Doch bald schien ihm das Wesen, das Gemüth seines Weibes verwandelt. An die Stelle der sanftesten Anmuth war ein auffahrendes Betragen getreten, das keinerley Widerspruch dulden, mit Niemand im Hause Nachsicht haben wollte. Keifen und Zanken mit Mann und Gesinde, war vom frühesten Morgen bis Abends die Tagesordnung, und selbst ihre Liebe zu ihm hatte eine andere, leidenschaftlichere, aber durchaus nicht anmuthigere Gestalt angenommen. Auf keine Weise wußte sich Rudolph diese Verwandlung zu erklären, bis ein Zufall und die Geschwätzigkeit einer alten Magd ihm entdeckte, daß ihre Frau in der Walpurgisnacht mit der Frau Hammermeisterin heimlich ausgegangen, erst spät am Morgen wieder durch das Hinterpförtchen des Gartens nach Hause gekommen, sich von allen, nur von dieser Magd nicht, unbemerkt in ihre Kammer geschlichen, und seitdem wie umgewandelt gewesen sey. Rudolph entsetzte sich. Eine Ahnung von etwas Grauenhaften, was hier vorgegangen seyn möchte, erfaßte und entfremdete ihn von dem Augenblicke dieser Entdeckung an von seinem Weibe. Es erregte einen schmerzlichen Zwiespalt in seinem Herzen, wenn er diese geliebten, vertrauten Züge sah, aus deren Betrachtung so oft stille Lust in seine Seele geflossen war, und das Betragen seines Weibes jeden Augenblick diesem Eindrucke widersprach; wenn es ihm vorkam, als ob jene Else, die er einst geliebt, und diese, die nun vor ihm stand, gar nicht ein und dieselbe Person seyn könne. Endlich stellte er sie einst über jene Nacht zur Rede, und die Art, wie sie die Nachfor-

schung aufnahm, zeigte ihm, daß sein Verdacht nur zu wohl gegründet gewesen; aber von diesem Augenblicke an war auch jeder Anschein von Frieden oder Liebe von dem unseligen Paare gewichen. Else schien nur zu leben, um ihren Mann zu quälen, und dennoch brach selbst mitten aus diesem Zorn und Unmuth oft ein Strahl der heißesten Liebe zu ihm hervor, die sich hauptsächlich in unbändiger Eifersucht kund gab. Eben so, wie mit dem Manne, war auch ihr Betragen mit den Kindern. Den ältesten haßte und verfolgte sie, den jüngsten —

» Du hast noch ein Kind. Ich weiß es!« rief jetzt Else, und eine wunderbar schmerzliche Empfindung bemächtigte sich ihrer. Sie war von Rudolphs Schooße aufgesprungen, und sah sich in der Stube um.

» Dort in der Wiege!« sagte der Vater. — Else trat hin, die Wiege war leer, verschwunden das Kind, verschwunden wie die Mutter, und vermuthlich mit ihr zugleich.

Ergriffen und entsetzt standen die Gatten vor der leeren Stelle; aber nach und nach verbreitete sich ein beruhigendes Gefühl über ihre Herzen, fromme Gedanken von der väterlichen Waltung Gottes, von seinem unmittelbaren Segen und Schutz, erhoben sich in ihrer Seele. — Jetzt kam der ältere Knabe an der Hand seiner Wärterin in die Stube. Else eilte auf ihr Kind zu, sie schloß es mit Entzücken und Dank gegen Gott in ihre Arme. Dieß war ihr Kind, kein zauberhaftes Irrwesen, — und sie endlich, nach so langem Schmerz, wieder mit den Ihrigen vereint!

Rudolphs häusliches Glück blühte von neuem auf. Die Leiden der vergangenen Jahre waren den neuvereinigten Gatten eine unerschöpfliche Quelle süßer Gespräche, frommer, kindlich dankbarer Betrachtungen.

Aber wenige Tage nach Elsens Zurückkunft fanden Fischer den langgesuchten Leichnam der ertrunkenen Hammermeisterin im See, und brachten ihn ihrem Manne. Nur ging das Gerücht, daß sich die Fischer und der Meister höchlich darüber verwundert, wie frisch und vom langen Liegen im Wasser unangegriffen die Verstorbene ausgesehn, gleich, als wäre sie erst kürzlich in den See gestürzt. Der Witwer ließ ihr ein prächtiges Leichenbegängniß halten; doch, sagte man, sey er froh gewesen, durch die unwidersprechliche Bestätigung ihres Todes seiner Freyheit und der Unmöglichkeit ihrer einstmaligen Rückkehr in sein Haus versichert zu seyn.

Caroline Pichler geb. v. Greiner.

Liebesleben.

Es ist kein Traum, es ist kein Wahn,
Wenn erdenwärts und himmelan
Der Seele Flügel schlagen,
Und über alles Element,
Das oben noch von unten trennt,
Den Menschen herrlich tragen!

Es ist kein Traum, wenn dann die Hand
Nach allen Himmeln aus sich spannt,
Ans Herz sie anzuziehen,
Und Näh' und Ferne weit umher
All' Eins mit uns, ein Liebesmeer
Voll heil'ger Harmonieen.

Kein todtes Erz, kein matter Thon
Der Gottesbau, der Menschensohn,
In seiner Kräfte Fülle!
Denn herrlich klingt er allzumal,
Wenn so ihn trifft der Sonne Strahl,
Und Rauschen wird die Stille.

Und über schwillt des Menschen Brust
Von allem Segen, aller Lust,
Die vor ihm ausgegossen;
Und überschwenglich zieht herein
Das Leben in des Herzens Schrein,
Wie er noch nie genossen.

Die Erd' in ihrer Herrlichkeit,
Ein Mantel um den Menschen weit,
Den Engel freundlich halten.
In Lieb' und Klarheit sein Geschlecht,
Und seine Zeit voll Licht und Recht,
Voll leuchtender Gestalten;

In aller Brust der Funken schön,
In allem Mund Ein Lobgetön,
Hoch oben wiederklingend.
In allen Herzen Lieb' und Zorn,
Das ist der rechte Lebensborn,
Empor zum Lichte springend!

Und wie das Herz nun lächelnd sinnt,
Und gern am goldnen Leben spinnt,
Und weit die Fäden schweben;
Ein Friedensbogen rings die Zeit
In allen Farben weit und breit
Um alles Menschenleben.

Weit unten zieht's, wie Dämmerschein,
Wie Nebel noch und Wölkchen klein,
Was irgend kann betrüben;
Sie wähnen's nur, sie irren sich,
Sie irren, doch nicht ewiglich,
Und werden doch sich lieben!

Weit unten zieht's wie Wetter aus,
Und stürmt wohl auf des Menschen Haus,
Und will das wohl zertrümmern!
Doch größer als die Wetter stehn,
Sind dort die klaren reinen Höhn,
Die über'm Wetter schimmern.

Und unten wühlt's, wie Donner wild,
Und raschelt, wie mit Schwert und Schild,
Und will die Zeiten wenden;
Da schwebt die Liebe, schwebt die Kraft
Hoch über alle Leidenschaft,
Den Frieden in den Händen!

Und Frieden, Fülle, Lust und Licht,
Das immer strömt und nie gebricht
Mit seinen Liebeswellen;
Und Frieden wird der Erde Rund,
Ein Pulsschlag und Ein Liebesbund,
In dem die Herzen schwellen;

Ach! wenn dich so dein ganzes Seyn
Ergreift mit Armen, stark und rein,
Und trägt auf weißen Flügeln,
Und dich der großen Gotteswelt,
Der Einen, gegenüber stellt,
Sie auch in dir zu spiegeln;

Und Liebe, Freude, Kraft und Licht
Sich sanft in deinem Auge bricht,
Sich menschlich zu verklären;
Und wie sich's deinem Auge weis't,
In Harmonie das Weltall kreis't,
So lang die Zeiten währen;

Da geht des Lebens Glück und Lust
Ja wohl nicht unter in der Brust
In dumpfer Nacht und Schweigen;
Da müssen wohl die Opfer auch
Im Hymnus und im Lippenhauch
Empor zum Himmel steigen.

Fr. Kuhn.

Am ersten May.

(Musik von Schubert.)

Ich ging mit ihr im Freyen,
Am ersten Tag des Mayen;
Sie war so schön und mild,
Des jungen Lenzes Bild,
Am ersten Tag des Mayen! —

Die Lüfte, lau und linde,
Sie buhlten mit dem Kinde,
Im nahen Busch' erklang
Der Nachtigall Gesang;
Ich ging mit ihr im Freyen. —

Wir ruhten an dem Flusse,
Der uns mit leisem Gruße
Aus sanft bewegter Fluth,
An seine Ufer lud,
Am ersten Tag des Mayen. —

Sie sah, sie hört' und fühlte
Den Lenz, der sie umspielte;
Ein süßer Laut der Lust
Entstieg der regen Brust;
Ich saß bey ihr im Freyen. —

Und in den Himmelsblicken
Lag seliges Entzücken:
Da war's um mich geschehn!
Wie konnt' es anders gehn,
Im May bey ihr im Freyen! —

J. C. Bernard.

Herr Johann vom Ost.

Nach dem Englischen der Johanna Baillie.

Die Feuer glühten bis Mitternacht,
Und in der Halle saß gastlich die Schaar,
Und der Herr des Festes, Johann vom Ost,
Der Allerfröhlichste war.

Sein Auge, das schüchtern und dunkelgrau
Sonst unter den Helm sich schlich,
Es glühte, als rings der Pokal umgekreis't,
Jetzt froh und manniglich.

Bey heiterm Lachen und lust'gem Lied
Ward jetzt die Stimme gehört,
Die sonst so wild und tief in der Schlacht
Den Feind aus der Ruhe gestört.

Und er streckte die Hand, recht Mädchen gleich,
Nach jedem Gesellen so mild,
Die sonst mit dem blinkenden Speer durchstieß
Den Feind im Schlachtengefild'.

Es klangen die Sänge, der Becher ging um,
Und sie jubelten froh im Chor,
Als ein Schall, daß dumpf erbebte der Grund,
Ward gehört an des Schlosses Thor.

»Wer klopft da außen so laut und stark?
Ich wett', ein Wandersmann,
Den weither, ein Stern in dunkler Nacht,
Der Glanz der Halle lockt' an.«

»Ist's ein Fremder von hoher Abkunft — denn
Ein Bauer lärmt nicht so toll —
Geht, Ihr zwey Pagen, und bittet ihn,
Daß ein er treten soll.«

»Sagt ihm, uns're Kost sey des Forstes Wild,
Hoch schäume die Bowle von Geist,
Und der Herr des Fests sey Johann vom Ost,
Der ihn willkommen heißt.«

Es kehrten die zwey Pagen zurück,
Mit Blicken voll Furcht und Graus.
»Was schaut Ihr so? — Ist's Freund oder Feind?«
Fragt wild der Herr vom Haus.

»Beym Grab meiner Mutter, er klopft gar kühn!
Welch Sterblicher kommt denn herbey?«
»»Ich weiß es nicht,«« stöhnt zitternd der Knab',
»»Ob's wirklich ein Sterblicher sey.««

»» Mit Kriegerschmuck bedeckt ist das Haupt,
Das Wamms mit Roth verschränkt,
Doch der Mantel, der hinter ihm weht im Sturm,
Ist ein Leichentuch, blutgetränkt.««

» Fort, albernes Kind, Dein Kopf ist wüst,
Dein Kamerad sagt mir's in Treu'n:
Sprich offen denn, was hast Du gesehn?
Sonst sollst Du's theuer bereu'n!«

Es sprach der andre Page so bang,
Und ließ auf die Kniee sich:
»» Und schwür' ich auf Eures Vaters Schwert, —
Dasselbe bedünkt es auch mich.««

Da senkte sich finster des Freyherrn Blick,
Und die rothe Wange ward bleich,
Denn wieder ertönte, nur stärker noch,
An's Thor der donnernde Streich.

„ Und gibt's denn keinen Vasallen von mir,
Mag hoch oder niedrig er stehn,
Der hin zu diesem Fremden will,
Aus Liebe zu mir will gehn?«

Da sprach der muthige Donald, der Roth',
Den nie die Furcht beschlich:
»» Ja, ich will gehn an des Schlosses Thor,
Will gehn aus Liebe für Dich.««

Er sprach's, und eilte hinaus wohl kühn,
  Kein Laut wird mehr gehört,
Es schwiegen die Zungen der Ritter all',
  Bis Donald wiedergekehrt.

» O sprich, beym Himmel beschwör' ich Dich,
  Wer ist denn der Fremde dort?«
Doch ein schaudernder Blick in Donalds Gesicht
  Erstickte das stockende Wort.

»» Es ist ein Ritter in fremdem Gewand,
  Nie sah ich noch solche Gestalt,
Denn der steinerne Blick seines todten Aug's
  Er machte mein Herzblut kalt.««

»» Ich grüßte ihn nach gewohntem Brauch,
  Und bat ihn zu weilen hier,
Doch der Stimme, die sprach, als das Schweigen er brach,
  Erbebte die Erd' unter mir.««

»» O solch einen Ton gab die Zunge noch nie,
  Die weilt' in Sterblicher Mund! —
Sie klang, wie die Stimme Begrabener ruft,
  Wie Ton aus hohlem Grund.««

»» Ich lud ihn her zu dem Festgelag,
  Doch wollt' er nicht treten herein,
Es hab' denn der Herr des Schlosses ihn selbst
  Gebethen, sein Gast zu seyn.««

»„ Dann fuhr er mit geistischem Lächeln fort,
Und geboth mir zu sagen Dir:
Zu laden geziem' es die Gäste selbst
Zu dem Fest in der Waldbucht Revier.«“

Blaß wurde der Freyherr, und sagte matt,
Als den Athem mit Müh' er nahm:
»Vom Feste, das dort bereitet ward,
Wohl Keiner zurück je kam.«

»Ich lud meinen Gast zu dem blutigen Fest,
Wo der Tod seine Speise war,
Und das Mädchen der Insel, die mich betrog,
Zerraufte ihr Rabenhaar.“

»Seevögel schrey'n, der Wachtthurm glänzt,
Die Wellen, die rauschen so wüst,
Wo sonder Segen begraben er ward
Am fernen Klippengeküst!«

»Gibt denn die Wog' und das hohle Grab
Ihre Todten wieder heraus?
Hegt denn Erschlagener Geister noch
Des Meeres tiefes Haus?«

Doch banger bebten die Knie', und es floß
Von der Stirn' in Tropfen so voll,
Als stärker nun noch zum drittenmal
Der Schlag an's Thor erscholl.

»»Erhebe Dich, Freyherr, in Manneskraft,
Ob's gut oder übel mag seyn,
Du mußt zu dem fremden Ritter hinab,
Und laden zur Halle ihn ein.««

»»Sey muthig und kühn,«« rief jeglicher Gast,
»»Was nützt es so bang zu stehn?
Sey's Feind, sey's Geist, sey's Erschlag'ner, Du mußt
In Gottes Nahmen gehn.««

»»Was fürchtest Du noch, trägst Du denn nicht
Die Gabe vom heiligen Mann,
Sandalen, vom Priester gesegnet, geweiht,
Die ficht kein Höllengeist an.««

Der Freyherr erhob sich ganz geisterbleich,
Und ging zur Thür' aus dem Kreis,
Die Sandalen, gesegnet von Priesterhand,
Man hörte sie schreiten leis.

Dann rückwärts zur Halle, zu den Gästen all',
Blickt scheidend er noch einmal.
»»Gott führe gesund Dich und froh zurück!««
Ein Seufzer bezeugt seine Qual.

Nun horchten sie noch den langen Weg,
Auf den matten, schwankenden Tritt,
Und als das still, auf den stöhnenden Wind,
Der vorüber wie Grabgesang glitt.

Doch wilder er wuchs und stärker er blies,
    Und es krachte wie Wetterstrahl,
Bis der obere Stock vom felsigen Grund
    Fiel schmetternd herab in das Thal.

Dann blickte jed' Auge voll Furcht in die Höh',
    Zu den Mauern, gelichtet so hoch,
Als ein grimmer Schein von des Freyherrn Gesicht
    Vor den Fenstern vorüberzog.

Doch schnell in der Luft das Gebild verschwand,
    Bey des Sturmes noch schnellerm Verwehn,
Und nirgends mehr, weder zu See noch Land
    Ward Johann vom Ost gesehn.

Die Sandalen lagen ganz unversehrt
    Auf dem Grün, das sie umsproßt',
Doch nirgends wieder auf Erd' und Meer
    Ward gesehn Johann vom Ost.

Theodor Hell.

Der Schiffer.

Es stand ein muntrer Geselle
Im Nachen am Uferrand;
Leis schaukelt' und wiegt' ihn die Welle,
Die wechselnd kam und verschwand.
Da trat ihm ein Jäger entgegen,
Und sprach: „Schiff' über den Fluß!
Im Wald dort drüben viel edles
Gewild ich jagen muß!« —
Hinwieder begann der Geselle:
»» Stell' heute dein Jagen ein!
Muß harren an dieser Stelle;
O Jäger mein,
Kann heut' nicht dein Fährmann seyn!««

Es kam ein Pilger gegangen
Mit Muschelhut und Stab;
Der trug hinüber Verlangen:
» Auf, Fährmann! Vom Ufer — Stoß ab! —

Schon tönet vom Kirchlein ein Läuten,
Hellklingend herüber den Fluß,
Die Messe thut es bedeuten;
Dort drüben ich bethen muß!«
Hinwieder begann der Geselle:
»»Stell' heute dein Bethen ein!
Muß harren an dieser Stelle;
O Pilger mein,
Kann heut' nicht dein Fährmann seyn!««

Da kam mit rosigen Wangen,
Mit Augen himmelklar,
Ein blühendes Mädchen gegangen,
Grün Kränzlein im Ringelhaar.
Die sprang in den Nachen behende,
Dem Jüngling wohl an die Brust,
Da rauschte ein Grüßen, ein Küssen,
Ein Neigen, ein Kosen der Lust!
Hinwieder begann der Geselle:
»Der Nachen ist schmal und klein;
O liebe Waller zur Stelle,
Für Sie allein
Kann heut' ich nur Fährmann seyn!«

Sie hielten sich innig umwunden
In Wonne, in seligem Glück;
Bald waren die Ufer verschwunden,
Dem feuchten, dem trunkenen Blick.

Ob sie hinüber gekommen,
Ob tief in das Meer hinab
Die Himmelentzückten geschwommen,
Niemand uns Kunde gab.
Wohin sich die Reis' auch wende,
Nur rasch in den Kahn hinein;
Gleich gilt's, wie die Fahrt sich ende,
Wenn nur bey Zwey'n
Liebe will Fährmann seyn!

Jos. Christ. Bar. v. Zedlitz.

Schalkheit.

Lächelst du mir durch die Zweige,
Muse, lieblich anzuschauen,
Und verweigerst doch zu kommen?
Ganz herbey komm', oder fort ganz!
Denn ich geb' es zu erwägen,
Ob's euch recht und billig schien,
Erst mit Blicken aufzuregen,
Dann den Aufgeregten fliehn!

Grillparzer.

Die Muschel und die Perle.

Welt der Sinnen und Geister, du bist fürwahr nur die Muschel;
Als die Perle ruht mitten darinnen der Mensch.
Wie der Perle Grund die ganze Muschel zurückstrahlt,
Spiegelt die ganze Welt bildlich im Menschen sich ab.
Aber der Mensch, er selbst, ist wieder umgebende Muschel,
Und sein ganzes Seyn spiegelt die Perle Vernunft.
Auch Vernunft ist nur die Muschel des göttlichen Lichtes,
Das als Perle darin spiegelt zurück die Vernunft.
Ewiges Licht, erleucht' die Vernunft mit Wahrheit und Liebe,
Daß sie möge durch dich spiegeln den Menschen — die Welt!

Jos. v. Hammer.

Sonette.

I.

Der Gefangene.

O wer dir deine Freyheit wieder brächte,
Mein armes Herz! Was gäbst du gern zum Lohne!
Doch unterthänig bleibst du einer Krone,
Und gibst ihr, frey zu schalten, selbst die Rechte.

Und diese Kron' ist gold'nes Haargeflechte
Auf lilienweißer Stirne heiterm Throne;
Wie ich auch, ganz Leibeigner, treu ihr frohne,
Verseufz' ich doch umsonst nur Tag' und Nächte.

An einen Faden dieses Haars gebunden,
Such' ich vergeblich Flucht, gleich einer Mücke,
Am Füßchen mit derselben Kett' umwunden;

Und könnt' ich auch der Fessel mich entwinden —
Was dann? Ach, in demselben Augenblicke
Käm' ich auf's Neue, mich daran zu binden.

II.

In der Entfernung.

Welch reicher Flor der zarten, himmelblauen
Vergißmeinnichte, säumend schon am Rand
Des Wiesengrüns hinschlängelnd Silberband!
Wohl kenn' ich Augen, die so lieblich schauen!

Wollt ihr mich zur Beständigkeit erbauen,
Bedeutsam in der Treu' Azurgewand? —
Heißt mich vielmehr nicht fürchten Unbestand,
Und stärket den Entfernten im Vertrauen!

O könnt' ich euch in jenes Thal versetzen,
Wo sie jetzt in der Linde Schatten weilt,
Wie würde sich an euch ihr Auge letzen!

Ihr dürftet euch ihr nur mit Nahmen nennen,
So wäre, was ich wünsche, mitgetheilt;
Mein Herz, es würde ruhig schlagen können.

III.

Bey einer Ruine.

Hier wollt' ich ruhn im Schatten der Ruinen,
Auf öden Trümmern hingestürzter Pracht;
Vergänglichkeit! hier sollte deine Macht
Zu lindem Trost dem Liebewunden dienen.

Aus dürren Steinen sah ich Leben grünen,
Wie von der Hoffnung Odem angefacht;
Doch mein betrogner Gram war neu erwacht,
Als Dornen mir und Nesseln nur erschienen.

In Trümmern liegt des Glückes Dunstgebäude,
Das Liebe mir erschuf in sel'gen Träumen,
Und Hoffnung äfft mich selbst im herbsten Leide;

Nur dich, o Ruh'! ersehnt' ich; doch ich blute
An Dornen, so aus der Erinn'rung keimen,
O daß mein Herz schon unterm Schutt hier ruhte!

IV.

Entschuldigung.

Zu oft ertöntest du von weichen Klagen,
O Harfe! deren sich mein Herz entbunden;
Doch seine Liebe lohnt' ihm nur mit Wunden,
Und seine Wünsche starben im Entsagen.

Das Morgenroth verblich an meinen Tagen,
Der Jugend heit're Traumwelt ist verschwunden;
Noch aber hab' ich nicht Ersatz gefunden,
Und lerne den Verlust erst männlich tragen.

Es mag die Welt des Jünglings Klagen schelten,
Was er verlor, sie kann's ihm nie vergelten!
So schaffe denn sich selbst der Mann sein Glück;

Und weilt zufrieden einst der heit're Blick
Auf reichem Thatenkranz, den er errungen,
Dann sey des Lebens Würd' und Werth gesungen.

R. Walther.

Vor dem Dichten.

So soll, was diese Brust so lang getragen,
Hinaus jetzt kommen in die kalte Welt;
Mit spitz'gen Krallen wird's der Hohn zerschlagen,
Dem Gift des Neides wird es bloßgestellt.
Die lichte Blüthe von viel dunkeln Tagen,
Von Lieb' erzeugt, von Sehnsucht aufgeschwellt,
Die soll ich jetzt, mit ihrem zarten Leben,
Der rauhen Hand der Thorheit übergeben.

Du Vogel, dessen melancholisch Singen
Mein ahnend Herz mit Zaubermacht beschlich,
Ihr Rosen, deren Düfte zu mir dringen,
Du Quelle, die dem Mutterschooß entwich,
Ach, Ihr dürft nicht mit bangen Zweifeln ringen,
Ihr alle seyd glückseliger, als ich.
Wie's Euch gefällt, wollt blüh'n Ihr, quellen, singen,
Mag's Beyfall Euch, mag's Euch nun Tadel bringen.

Den flüssigen Krystall wälzt hin die Quelle,
Sie kümmert's nicht, wer an den Ufern steht;
Ob sie nun eben sich an jener Stelle
Dem kleinen Fischlein nicht nach Willen dreht,
Das haschen möchte mit geschäft'ger Schnelle
Brotkrümlein, die man oben ausgesä't; –
Mit freud'gem Muth die alte Kraft zu üben,
So eilt sie hin, von inn'rer Lust getrieben.

Aushaucht die Rose ihre milden Düfte,
Ob auch die Raupe ihr am Stiele kriecht;
Das schöne Haupt frey hebend in die Lüfte,
Bemerkt sie, was sich unten rege, nicht.
Am jungen Busen, wie am Felsgeklüfte,
Versprühet sie ein gleiches Zauberlicht;
Sie duftet nicht, daß Einem sie gefalle,
Für Keinen duftet sie, und doch für Alle.

Die kleine Nachtigall, die dort im Flieder
Den süßen Schmerz geheimer Sehnsucht klagt,
Auf schlankem Zweig wiegt sie sich hin und wieder,
Das Licht beäugelnd, das im Osten tagt;
Auszittern läßt sie ihre Liebeslieder,
Nicht achtend, ob's dem Sperling so behagt;
Sie singt — und singt — und mit der Töne Beben
Entflieht zugleich ihr liederlust'ges Leben.

So will auch ich, wie Vogel, Blume, Quelle,
    Dem Triebe folgen, der die Brust bewegt,
Vielleicht geschieht's, daß die bewegte Welle
    Manchmal an ein bekanntes Ufer schlägt;
Vielleicht weiß nur die einsame Libelle
    Das Plätzchen, wo sie sich um Blumen legt.
Gescheh', was mag, mich trieb nicht Sucht nach Ruhme,
Ich that nur so, wie Vogel, Quell' und Blume.

Deinhardstein.

Die Rückkehr.

Helmina hatte bereits ihr fünf und zwanzigstes Jahr erreicht, und noch nie geliebt. Nicht schön genug, um die Blicke auf sich zu ziehn, zu edelstolz, um auf irgend eine Art der Aufmerksamkeit, die sie nicht erregte, entgegen zu kommen, zu jungfräulich gesinnt, um da zu empfinden, wo sie nichts einflößte, hatte sie den Frieden des Herzens erhalten über ihren Frühling hinaus. Doch nicht in geistertödtendem Stumpfsinn, nicht freudelos war ihr das Leben bis dahin entschwunden; die Wärme ihres edlen Herzens hatte sich belebend ergossen auf Alles, was sie umgab. Davon zeugte ihr ländlicher Wohnsitz, die blühenden Gärten, in deren Mitte er stand, und die Bewohner der Hütten rings umher, vor allem aber eine alte, gute, beschränkte Anverwandte, die am Ende ihres langen, beschwerlichen Lebensweges nun schon den Himmel erreicht zu haben glaubte.

Helminens Vater hatte ihren Geist ausgebildet, die Mutter ihr Herz, beyde waren seit Jahren todt. Eine jüngere Schwester wurde bey ihrem Vormund in der Stadt erzogen, und vergebens hatte Helmina bisher um den Trost gebethen, wenigstens einen Theil des Jahres das einzige Wesen um sich

zu sehen, das ihr Gemüth mit seiner ganzen Innigkeit noch umfassen durfte. Helmina ahnete, daß ihre Schwester nicht mit Ernst und Liebe geleitet werde, daß sie und Adeline jetzt zu verschiedene Wege gingen, um in der Folge, wie ihr Herz sich sehnte, schwesterlich vereint eine Bahn zu gehn. Sie war einst eben in solchen Gedanken befangen, als ihr ein Herr von S***, der Sohn eines Nachbars, gemeldet wurde. Er brachte Briefe von Adelinen. Helmina erbrach hastig das Siegel; aber die Freude, welche der Anblick der wohlbekannten Schriftzüge in ihr erweckt hatte, verschwand schnell; erlernte Redensarten, und einige etwas verblümte Äußerungen einer sehr gemeinen Gesinnung füllten die Blätter. Helmina legte sie nun mit einem unterdrückten Seufzer weg, und fragte den jungen Mann, ob er ihre Schwester kenne. Er verneinte es und sagte, die Briefe seyen ihm, bey seiner Durchreise, in das Posthaus geschickt worden. Was soll mir denn ihr Besuch? hätte Helmina in ihrem Unmuthe beynahe laut gefragt, und ihre Miene mochte es deutlich genug aussprechen. Der Besuchende hatte sich ziemlich theilnahmlos seines Auftrags entledigt, er fühlte, daß man nichts weiter von ihm erwarte, und ging. Allein in wenig Tagen brachte ihn das Bedürfniß, seine Zeit leidlich auszufüllen, wieder zurück. Er war kein eifriger Liebhaber der ländlichen Einsamkeit; begabt mit einer sehr einnehmenden Gestalt, mit Gewandtheit und Anmuth, ihrer edleren Schwester, im Besitz von vielen Fähigkeiten und Fertigkeiten, nicht ohne Gemüth, doch ohne Tiefe desselben, nicht ohne angebornen Seelenadel, doch ohne irgend eine erhebende Richtung des Geistes, konnte er die Zeugen seines Treibens nicht entbehren.

Er hatte in Helminens Gartenhause ein Clavier gesehen; er selbst besaß, oder gab vor, er besitze keines, und er bath um die Gunst, sein geringes Talent hier üben zu dürfen. Helmina sagte es ihm als etwas ganz Gleichgültiges zu; doch indem Albert nicht ohne Geschmack und Empfindung phantasirte, oder mit einer reinen, vollen Stimme ein Lied von Liebe und Sehnsucht sang, weilte Helmina in einer entfernten Gegend des Gartens, wo nur zuweilen der Wind einzelne Töne hinbrachte, und horchte dem Gesang der Vögel. Albert war es nicht gewohnt, ganz unbemerkt zu bleiben; seine Eitelkeit war gereitzt, er wollte sich nun im Gespräch Helminen nähern; sie schien es weder zu suchen, noch zu vermeiden. Er stimmte jeden Ton an; doch er fand den nicht, der in ihre Seele dringen sollte, ja sie war weit entfernt zu ahnen, daß er den Weg zu ihrer Seele suche. Sie opferte willig eine halbe, wohl auch eine ganze Stunde ihrer kostbaren Zeit einem Menschen auf, den so offenbar die Langeweile plagte; aber sein Kommen und Gehen, so wie die Ebbe und Fluth seiner Laune, ließ ihren Sinn unbewegt, ihre Stimmung unverändert. Je länger sie ihre Unbefangenheit behauptete, je mehr fühlte Albert die seine schwinden; er ahnete, daß wahrer, innerer Werth ihr diese Haltung gebe; er sah die Schönheit ihrer Seele durch die scheinlose Hülle schimmern, ihre Achtung, ihre Liebe war ihm jetzt der höchste Preis des Lebens; vielleicht, weil er unerreichbar schien. Monathe lang blieben seine Bemühungen fruchtlos; Helmina war nicht blind für seine Vorzüge, nicht undankbar für manche zarte Aufmerksamkeit; sein Umgang war zuweilen eine willkommene Unterbrechung ihres heitern aber gleichförmigen Tages-

laufes, doch ohne die entfernte Absicht, ihm wehe zu thun, wurde mehr als einmal der Tag, an dem er nicht gekommen war, als der froheste unter vielen gerühmt.

»Ich reise morgen mit dem frühesten fort!“ sprach er eines Abends: »Es geht zu einem Bekannten, der ein schönes, großes Gut vor Kurzem geerbt hat, und uns ganz herrlich dort bewirthen will. Mein Vater spricht: es sey eine Lustreise.« — »Es dünkt mich auch die rechte Benennung dafür zu seyn,« erwiederte Helmina, und sie erzählte dann weiter von ihren Nelken, die sie vor allen andern Blumen liebte und pflegte. Albert hörte beklommen ihr zu. Die Blumen sind ihrem Herzen näher, als ich, dachte er; bin ich denn so ganz werthlos? — Nach Sonnenuntergang wurde Albert gewöhnlich mit einem freundlichen: Leben Sie wohl! entlassen, und Helmina ging zur alten Muhme, der sie vorlas, bis die Abendmahlzeit aufgetragen wurde. Sie trat jetzt aus dem Garten, und ging dem Hause zu, doch blieb sie am Eingange stehn, meinend, Albert würde sich nun beurlauben; aber er fragte schüchtern: »Darf ich heute nicht hinein zur Muhme?« »Auf alle Weise,« sagte Helmina lächelnd: »doch warum gerade heute?« — »Warum!“ wiederhohlte Albert langsam, im wehmüthigen Tone des sanften Vorwurfs. Überrascht sah ihn Helmina an, die weiche Trauer, die sich über seine Züge, über seine ganze Gestalt plötzlich ergossen hatte, machte diese höchst anziehend. Der Gedanke: Das ist Liebe! durchzuckte schaurigsüß Helminens Seele. Sie ging in das Haus, er folgte. Beyde saßen lange stumm einander gegenüber am Bette der Muhme; nur beym Abschiede begegneten sich die Augen, und in diesem einzigen Blick auch die Herzen.

Nach acht Tagen kam Albert zurück. Umsonst hatte Helmina während seiner Abwesenheit mit dem in ihrer sonst so ruhigen Brust mächtig erwachten Gefühl gerungen. Nicht unbefangen mehr empfing sie den zurückeilenden Freund; er sah sie erröthen, erbleichen; er hörte das Zittern ihrer Stimme, und durch ihr Zagen muthiger geworden, schwur er sich selbst, nicht lange mehr zu schweigen. Er hatte dennoch es noch nicht gewagt, deutlich zu sprechen, als sein Vater erkrankte, und starb. Die Erfüllung der traurigsten, aber heiligsten Pflicht hielt ihn lange entfernt von dem Ort, wo seine Freuden blühten; endlich glaubte er bey Helminen Trost suchen zu dürfen. Welche innige Theilnahme sprach aus ihrem Blick, wie rührend und edel waren ihre Worte! Albert riß mit Mühe spät am Abend sich los; der Morgen brachte ihn wieder, wieder vertrieb ihn nur die Nacht. Helminens Haus war das seine geworden; und er fühlte mit Entzücken, daß sie nicht nur ihn duldete, daß ihr Herz ihn aufgenommen hatte. Er theilte mit ihr jede Freude und auch jedes Geschäft; er vertrat sie bey der alten Muhme, übernahm ihre Befehle für den Mayer und für den Gärtner, und auch in der kleinsten Kleinigkeit wußte er mit ihr und für sie zu leben; doch was ist der Liebe Kleinigkeit?.. Spinnt sie nicht emsig und treu den dünnsten Faden aus, weil vielleicht der, und dann wieder dieser ihr Gewebe unzerreißbar macht? — Helmina wagte es nicht, ihr Glück zu prüfen, zu ermessen. So wie ein Kind an der Mutterbrust nicht mehr um sich schaut, sondern sanft die Augen schließt, weil es die Befriedigung aller Wünsche gefunden, so ruhte ihre Seele in Alberts Liebe.

Helmina hatte sich bisher die Hoffnung, geliebt zu werden, nicht erlaubt; sie hatte nie die Träume gewöhnlicher Mädchen geträumt; um so inniger und fester liebte sie nun den, der ihr so unerwartet die schönste Blume aus dem Lebensgarten both. O wie dankte es ihm ihr Herz, daß er sie, die Reizlose gewählt; wie heilig schwur sie vor Gott in der Tiefe ihrer Brust, ihr ganzes Leben ihm dafür zu weihen!

Alles, was er und sie thaten, sagte so deutlich: ich liebe dich, daß beyde lange nicht mehr zweifeln konnten; doch hatten sich die Lippen zu dem süßen Geständniß noch nicht geöffnet. Eines Abends war die Muhme während dem Lesen eingeschlafen, Helmina und Albert traten in ein Nebenzimmer, weil ein Fenster darin offen stand. Sie sahen Hand in Hand hinaus in den duftenden Garten. Die Wipfel der Bäume und Sträuche glänzten im Mondenschimmer; doch wo der Silberschein nicht hin drang, breitete die Nacht den Rabenflügel aus, überall rangen Licht und Finsterniß, und so kämpften in Helminens ahnender Seele hohe Lust und tiefe, unaussprechlich tiefe Wehmuth. Albert hörte sie seufzen, er schlang den Arm um sie, drückte fest und immer fester sie an sein Herz und lispelte: mein! Helmina bebte und schwieg; mein! wiederhohlte er inniger, dringender, und überwältigt von seinem, von ihrem Gefühl, sprach sie: dein auf ewig! Er küßte die beglückenden Worte ihr von den zitternden Lippen. »Gehe nun, Lieber,« sagte sie, sanft aber entschlossen, »es ist schon zu viel Glück für einen Tag, vielleicht für ein Leben.« »Wohl muß ich gehorchen; aber laß mich morgen, wenn ich vorübergehe, das liebe Angesicht meiner Helmina sehn. Du weißt, ich habe versprochen, bey dieser verwünschten Jagd-

partie zu seyn, und wie hielt ich es aus bis Mittag, ohne einen Blick von dir? Laß dich hier, an diesem Fenster sehen; willst du?« — »Ja, ich will, du lieber, kindischer Freund!“ — Er drückte noch ihre Hand an seine Brust, an seine Lippen, und ging. Sie wankte träumend nach ihrem Zimmer, da lag zerschmettert am Boden mit der schönen Vase, in der sie prangte, die Blume, welche ihr Albert am Morgen gereicht hatte. Schmerzlich überrascht blieb Helmina eine Weile auf der Thürschwelle stehn, die Verwüstung mit traurigem Blicke betrachtend, dann ging sie hin, hob sorgfältig vom Boden jedes zerstreute Blättchen, jede zerdrückte Knospe, jeden Splitter des zerbrochenen Gefäßes, und verschloß Alles in einen Wandschrank, sie dachte: auch die Trümmer sollen mir heilig seyn.

Ängstigende Traumbilder störten Helminens Schlummer; doch der erste Strahl der Morgenröthe weckte sie zum vollen Bewußtseyn ihres Glückes. Albert konnte nicht mehr ferne seyn. Helmina wählte das Kleid, in welchem sie wußte, daß er sie am liebsten sah, ordnete schnell, doch sorgfältig ihr Haar, und eilte an das Fenster. Sie wartete nicht lange, der schöne Jäger kam mit raschem Schritt, blieb unter dem Fenster stehn, grüßte hinauf, und sagte halblaut, doch dem lauschenden Herzen vernehmlich: m e i n. Helmina nickte lächelnd und erröthend: j a! — Hörner schallten aus dem Forste. Albert folgte wider Willen dem Ruf, und unzählige Mahle blickte er nach Helminen zurück. Er war nun schon ihrem Blicke entschwunden; sie weilte noch am Fenster, im Geiste die zärtlichsten Grüße ihm nachsendend. Und sie begrüßte auch aus vollem, frohem Herzen das wogende Weizenfeld, den dunklen

Wald, die goldenen Wolken, die am Himmel zogen. Nun erschien am weiten Horizont ein schwarzer Punct; was es eigentlich wäre, konnte Helmina nicht errathen, und daß sie es nicht konnte, beunruhigte sie. Sie hohlte das Fernrohr, fand lange nicht die wahre Richtung, endlich gelang es ihr: der schwarze Punct, der sich indessen näher bewegt hatte, war ein Reisewagen. Gleichgültig legte Helmina das Fernrohr weg, und ging an die Besorgung ihres Hauswesens. Sie war nun damit zu Ende, und saß im Gartensaal, ihren lieben Gast erwartend. Ein Buch, das sie aus Gewohnheit mitgenommen, war ihr entfallen, die Stirne in die Hand gestützt, ließ sie vorüber gehn vor ihrem inneren Auge die schönen Bilder des gestrigen Abends, des heutigen Morgens, und immer lieblicher, blühender entfalteten sie sich der entzückten Seele, und immer höher schlug der Erinnerung, der Erwartung das liebende Herz. Doch nun drang störend in Helminens Ohr der Ton einer fremden Stimme. Sie blickte auf, eine schöne Mädchengestalt stand lächelnd vor ihr. Troß der langen Entfernung konnte Helmina nur einen Augenblick sie verkennen: es war ihre Schwester. Sie sanken einander in die Arme, und Thränen der Rührung netzten Helminens Wangen. Sie hatte Adelinen von jeher als ein theures Vermächtniß ihrer Ältern angesehen, und die frische Blüthe ihrer Jugend erfreute Helminens Herz wie ihr Auge.

Nach dem ersten warmen Augenblick des Empfangs betrachtete Adeline ihre Schwester, mit dem Blick der Neugierde vielmehr, als mit dem der Theilnahme. »Du siehst oft einen Herrn von S***, dessen Vater vor Kurzem gestorben ist, nicht wahr?« sagte sie, nachdem sie um viele andere gleichgültige

Dinge gefragt hatte. »Du wirst ihn heute auch sehn,« antwortete Helmina. »Er ist hübsch, spricht man, und (mit Nachdruck) der reichste Edelmann in dieser Gegend.« Helmina schwieg; das war Entweihung ihrer Liebe. Eben kam Albert die Allee herauf, in welcher die Schwestern mit verschlungenen Armen sich ergingen. »Freuen Sie sich mit mir,« rief Helmina ihm entgegen; »hier ist meine Schwester.« Albert bewillkommte Adelinen in verbindlichen, aber gemessenen Ausdrücken. Seine Hoffnung, die Geliebte allein zu sehn, zu sprechen, war durch sie zernichtet! Sie hätte wohl auch einen andern Tag ankommen können, dachte er, aber gerade heute! — Er hätte so viel Wichtiges, Entscheidendes zu besprechen gehabt mit seiner Helmine, mit der Gefährtin seines ganzen künftigen Lebens! — Dankbar fühlte Helmina ihm den Ärger an. »Er ist wirklich ausgezeichnet hübsch,« sprach Adeline, als er sich nur zwey Schritte entfernt hatte, eine zu Boden sinkende Nelke wieder an ihren Stab zu binden.

»Kindisches Mädchen, er hört dich ja!« sagte Helmina verlegen, und Adeline spielte auch die Verlegenheit, als Albert wieder zu ihnen trat. Seine Eitelkeit war nicht so gemeiner Art, als daß die Worte, die wirklich sein Ohr erreicht hatten, anders als widrig auf sein Gemüth hätten wirken können; es war mindestens unzart von dem Mädchen, das fühlte er, und er behandelte sie den übrigen Theil des Tages mit auffallender Kälte. Helmina litt mehr dabey, als Adeline selbst, suchte durch vermehrte Zärtlichkeit sie schadlos zu halten, und that gegen Albert nicht allzufreundlich; denn sie wollte nicht mit ihm verbündet scheinen wider das arme Kind! Er suchte umsonst den Blick von gestern; er ging

unzufrieden und früher, als gewöhnlich, denn die ganze Jagdgesellschaft sollte sich zum Souper bey ihm einfinden.

Alle warteten schon auf ihn, und er wurde mit lautem Jubel empfangen, da warf er, nach Männerart, die Sorgen seiner Liebe schnell hinter sich, und heitern Muthes führte er zur wohlbesetzten Tafel seine Gäste. Der Wein, der nicht gespart wurde, machte bald auch den Stummsten beredet; da hörte Albert unten an der Tafel die Ausrufungen: „Allerliebst! Unvergleichlich! Ein Engel!« — »Was denn? Wer denn?« fragte er lachend. — »Wer denn Anderer, als das Frauenzimmer, das in der Postschaise vorüber fuhr, als wir heute auf dem Anstand waren.« — »S*** war ja nicht dabey,« bemerkte ein Zweyter. — »Sie soll ein Fräulein von Waldhausen seyn,« sagte ein Dritter, »und ihre Schwester, die in dem schönen Landhause rechts von der Straße wohnt, nur auf einige Wochen besuchen.« Ein Vierter: »Ich kenne sie gar wohl, habe oft mit ihr getanzt, und war, meiner Treu! den halben Fasching in sie verliebt.« — Zweyter: »Den halben Fasching? das will bey dir was sagen.« Vierter: „Wahrhaftig! ich glaube, ich hätte sie wohl gar geheirathet, wenn sie mich gemocht hätte.« Erster: »Wenn ich heirathe, nehm' ich mir ein schönes Mädchen. Schönheit geht über Alles!“ Zweyter: »Und Geld!« — Vierter: »Würde auch bey der nicht fehlen. Die Ältern waren reich, und sie beerbt einmal die Schwester, die schon halb und halb eine alte Jungfer ist, und gewiß als solche stirbt; denn sie ist stolz, gelehrt und häßlich.« Alle: »Pereat! und die schönen Mädchen sollen leben! Stoßt an! hoch! Albert! angestoßen! du siehst ja drein, als hättest du schon eine Garstige gefreyt!« — Albert stieß

an, trank aus, ließ das Glas wieder füllen, leerte es in einem Zuge wieder aus, und so öfter ... er wollte sich nicht bewußt bleiben. Betäubt ging er zu Bette; doch der Morgen brachte die gefürchtete Besinnung wieder. Albert empfand eine gräßliche Leere; seine liebsten Wünsche, seine schönsten Gefühle waren verschwunden. »Sie ist häßlich!« tönte es in ihm nach, und: ... »Schönheit geht über Alles!« und ...» du siehst drein, als hättest du schon eine Garstige gefreyt.«

War denn Helmina wirklich häßlich? Ein edler Wuchs, ein rührender Ausdruck der zwar nicht schönen, aber auch nicht unförmlichen Züge, ein seelenvolles Auge. ... Noch gestern hatte er sie neben der blühenderen Schwester betrachtet! ... Schwache Seele! konntest du dein Glück nicht festhalten? Alberts Liebe war dahin, und mit ihr seine besten Freuden, und mit ihr die Achtung vor sich selbst. An diesem Tag, es war der peinlichste seines Lebens, blieb er allein. Am folgenden entschloß er sich, zu Helminen zu gehn ... Vielleicht würde er bey ihr sein Herz wieder finden, und hätt' er den Ton der Innigkeit aus ihrem Munde hören können, wohl wär' er noch in die Tiefe seiner Seele gedrungen; aber Adeline wich keinen Schritt von ihrer Schwester, und Albert mußte wider Willen sich selbst gestehn, daß Adeline sehr schön sey. Zudem zeigte sie jetzt vor ihm eine Schüchternheit, die ihn rühren mußte. Ich habe dem guten Mädchen zu viel gethan, dachte er, und er begegnete ihr nun mit mehr als gewöhnlicher Artigkeit. Die wohlwollende, arglose Helmina sah darin Billigkeit, Menschlichkeit; doch blieb das Verhältniß kurze Zeit nur in diesen Schranken. Wenige Tage waren seit Adelinens Ankunft

verflossen, und schon hatte Albert gegen sie den Ton des zärtlichen Verehrers, gegen Helminen den des ruhigen Freundes angenommen. Helmina mußte es nun fühlen, wie sie aus seinem Herzen verdrängt wurde; nur ein schwacher Schimmer der Hoffnung leuchtete noch tröstend der Tiefbetrübten, als in einem benachbarten Schlosse ein Ball gegeben, und beyde Schwestern wie auch Albert dazu gebethen wurden.

Kaum erschienen sie, als sich alles zu Adelinen drängte, Helmina wurde wenig bemerkt. Albert glaubte sich verpflichtet, ihr die Hand zum Tanze anzubiethen. Sie tanzte vorzüglich gut, und war sich's sonst bewußt; aber der Gedanke, nicht mehr geliebt zu seyn, hatte ihr alle Zuversicht geraubt; sie sagte stammelnd: „sie tanze nicht ... sie könne nicht tanzen.“ Albert suchte keineswegs sie eines Andern zu überreden, sein Blick und sein Sinn wendeten sich der fröhlichen, leicht dahinschwebenden Adeline zu. Leise entfernte sich Helmina von ihm, und sie gesellte sich zu einigen älteren Frauen und Mädchen, welche einen stillen Kreis bildeten. Es war ihr in diesem Augenblick, als scheide sie auf immer von der Jugend und ihren Freuden. Albert wußte wenig, wie es ihr erging, er forderte Adelinen, so oft es sich thun ließ, zum Tanze auf, und er vermochte um so weniger sein Gefühl zu verbergen, da man ihm deutlich zeigte, es werde erwiedert. Wirklich liebte ihn Adeline, so wie sie zu lieben verstand.

Am folgenden Tage, als Albert zwischen den zwey Schwestern saß, wurde Adeline abgerufen. Jetzt, dachte Helmina mit hochklopfendem Herzen, jetzt endlich werd' ich Gewißheit erlangen — und sie ward ihr. — Zum ersten Mahl seit dem unvergeßlichen Abend, an welchem er sie sein genannt, war

Albert mit ihr allein ... und er hob den Blick nicht vom Boden auf, ihr Auge zu suchen, er bewegte die Hand nicht, die ihre zu fassen, und seine Lippen öffneten sich nicht zu einem einzigen Wort der Liebe! ...

Eine tödtliche halbe Stunde, in der jede fliehende Secunde einen Dolch in Helminens Herz drückte, verging also in Grabesstille. Nun ging die Thüre rasch auf, Adeline trat ein, Albert lebhaft ihr entgegen, Helmina fand nur noch die Stärke, das Zimmer zu verlassen, und nach dem ihren zu gehn; sie hatte es kaum betreten, als sie besinnungslos hinsank. Sie lag durch mehrere Stunden in tiefer Ohnmacht, und indessen vergaß Albert, an Adelinens Seite, daß er sie je geliebt.

Erst spät am Abend kam Helmina wieder zu sich. Ihr Kammermädchen, ein gutes Geschöpf, das ihr mit ganzer Seele ergeben war, hielt sie schluchzend in den Armen, und wußte vor Schrecken und Schmerz sich gar nicht zu fassen. Helmina tröstete sie, und befahl ihr, von dem, was sie einen Zufall nannte, ganz zu schweigen. Wie Polyxena war sie sterbend noch der Rettung ihrer weiblichen Würde eingedenk. Sie wollte durchaus nichts hören von der Nothwendigkeit, für diesen Abend wenigstens sich Ruhe zu gönnen; ihr Mädchen mußte die schon halb Entkleidete von neuem anziehn, ihr sogar, was sie noch nie erlebt hatte, einige Schminke reichen, weil die Todtenblässe der Wangen zu laut sprach, und Helmina es verschmähte, das Mitleid in Anspruch zu nehmen, da, wo die Liebe verschwunden war. So aus aller Kraft ihrer Seele nach Fassung ringend, trat sie wieder zu den Beyden, die sie nicht vermißt hatten, und ging mit ihnen

zu Tische. Adeline war unedel genug, um mit triumphirender Miene da zu sitzen, Albert blind genug, um nicht an diesem einzigen Zug die gemeine Seele zu erkennen; doch Helmina sah es nicht, sie wachte über jede Bewegung der eigenen Züge, und was hatte sie noch zu erspähen? wußte sie nicht Alles?

Die Nacht reifte in ihrer Seele einen Entschluß, der ihrer würdig war. »Geschäfte rufen mich nach der Stadt,« sagte sie am andern Morgen zu Adelinen: »Du bleibst indessen bey der Muhme.« — »Sie reisen wirklich?« sprach Albert, und Ton und Blick verriethen die Freude, die er darüber empfand. — So furchtbar ist die Härte der Schwäche! —

Darauf war Helmina nicht gefaßt, ja vielleicht lag, ihr selbst verborgen, in der tiefsten Falte ihres Herzens die Hoffnung: er würde sie nicht ohne Schmerz scheiden sehn. Sie legte unwillkührlich die Hand auf die tiefverwundete Brust, und schwieg; denn sie fühlte, daß mit dem ersten Laut der Stimme die Thränen gewaltsam hervordringen würden. Beschämt und erschüttert schlug Albert den Blick zu Boden, Adeline machte eine losgegangene Schleife an ihrem Ärmel wieder fest. »Ja, ich reise,“ sprach endlich Helmina mit gedämpfter Stimme, „und ich hoffe, daß es mir, wie Andern, zum Vortheil gereichen soll.

Sie wollte Anfangs des andern Tages erst fortfahren, nun aber trieb es sie gewaltsam von hinnen. Sie ging, ertheilte ihren Dienern in kurzen, aber klaren Worten die Verhaltungsregeln für die Zeit ihrer Abwesenheit, half mit ungewohnter Raschheit ihrem Mädchen das Nothwendigste einpacken, ließ die Kutsche vorfahren, und war fort, ehe man sichs versah. Im ersten Augenblicke staunten, im zweyten freuten

sich Albert und Adeline; sie waren nun jedem Zwange enthoben.

Drey volle Wochen war Helmina in der Stadt geblieben; doch kam der Brief, der ihre Ankunft meldete, immer noch zu früh. »Ach! nun drohen trübe Tage,« seufzte Albert. »Nun wird das langweiligste Leben wieder angehen,« sagte Adeline. — »Daß man doch mit achtzehn Jahren nicht alles kann, was man will!«

Helmina wurde mit gezwungener Freundlichkeit empfangen; sie zeigte eine ernste, aber ruhige Stirne. In der ersten Stunde marterten sich Albert und Adeline, ein leidlich vernünftiges Gespräch mit ihr zu führen. Sie schien die Anstrengung, die es sie kostete, nicht zu bemerken, antwortete ausführlich auf jede ihrer Fragen, erzählte dann von Kunstwerken und von neuen, sinnreichen Erfindungen, mit denen sie ihr Aufenthalt in der Stadt bekannt gemacht hatte. Auch hatte sie Grüße von Anverwandten und Freunden, und manche Neuigkeit, diesen oder jenen von ihnen betreffend, mitgebracht. Nun aber war sie mit ihrem Vorrathe von Worten zu Ende; so auch Albert und Adeline, sie schwiegen und wechselten verstohlen zärtliche Blicke. »Wozu die längere Verstellung?« sagte Helmina mit Entschlossenheit und Würde, »weiß ich doch, daß ihr euch liebt, und ihr dürft es von nun an ungescheut vor Gott und Menschen. . . Ich habe die Einwilligung des Vormunds mitgebracht.« Adeline that einen Schrey der freudigen Überraschung. Albert ergriff mit dem Ausdruck der tiefsten Verehrung Helminens Hand, berührte sie leise mit seinen Lippen, und sprach: »Sie und Sie allein, Helmina, durften über mein Loos entscheiden; ja! ich will

derjenigen angehören, der Sie mich schenken.« — Bey diesen Worten fühlte sich Helmina von einer zentnerschweren Last befreyt; Albert war nicht unedel! ihn zu achten war das erste Bedürfniß ihres Herzens, und Gottlob! sie durfte es noch. Getröstet und gehoben legte sie die Hand ihrer Schwester in Alberts Hand, und rief: „Seyd glücklich und gut!"

Helmina beklagte nun auch in der Tiefe ihrer Brust nicht mehr ihr Loos. — »Und gibt es denn nur Eine Freude?« fragte sie sich selbst, »die süßeste ward mir nicht von den Menschen, sie ward mir von der Natur versagt; aber die zwey Wesen, die meinem Herzen am nächsten sind, werden durch mich in der ersten Blüthe ihrer Liebe unauflöslich verbunden. Albert ist gut, Adeline wird an seiner Seite edler denken, schöner empfinden lernen... und ihre Kinder! O, wie will ich ihre Kinder lieben!... Wie sorgsam will ich die Reinheit meiner Seele bewahren, damit nie ein giftiger Hauch aus ihr in die zarten Herzen übergehe!« ...

So erhob sich Helminens Geist, wenn auch ihr Herz noch blutete, so fand sie die Stärke, Adelinen zum Altare zu begleiten, und, unter wahrhaft mütterlichen Segenswünschen, der blühenderen Stirne den Kranz aufzudrücken, der ihr Haupt zu schmücken einst bestimmt war.

Dann aber führte Albert seine Gattin ein in ihr Eigenthum, und Helmina kehrte allein in ihre stille Wohnung zurück. Dort, unter ihren Blumen, ihren Bäumen, den stummen Zeugen ihrer verschwundenen Freuden, ihrer besiegten Schmerzen, ihrer ewigen Liebe, ward ihr wohl. Dort ruhte ihr Herz endlich aus von seinen Kämpfen.

Entbehren drückt nur den zu Boden, dem zu ent-

sagen die Kraft gebricht; Helmina wußte zu entsagen, darum war nur die Lust, nicht der Friede, aus ihrer Brust entflohen.

Seit Adelinens Vermählung war ein Jahr verflossen; die letzte Hälfte desselben hatten die jungen Gatten in der Stadt zugebracht; nun wurden sie auf ihrem Gute erwartet, und Helmina sah mit inniger Freude dem Wiedersehen entgegen. Ihr Herz trennte diejenigen nicht mehr, welche das heiligste Band vereinte, es umfaßte sie mit einer Liebe, und in diesem Bewußtseyn fühlte sie sich stark und froh.

Sie kamen, doch wie ganz anders, als Helminens reiner Sinn sie erwartet hatte, sie konnte ihren Augen, ihren Ohren nicht trauen. Wie schnell hatte sich, auch dem Äußern nach, das schöne Mädchenbild zum gewöhnlichen Weibe gestaltet! Wie war alle Zartheit aus ihren, wie viel des Adels und des Geistes aus seinen Zügen gewichen! ... Und welche Äußerungen der Unbehaglichkeit, des Überdrusses, des Mißfallens aneinander gingen im Laufe des Gespräches über die Lippen, ohne besondere Veranlassung, so daß man fühlte, es wäre Hausbrauch! ... Und hier! hier, wo die Erinnerungen ihres ersten Glückes so mächtig zu ihren Herzen hätten sprechen sollen! — Da gingen sie mit der Miene der Langeweile an der Laube vorbey, wo ihnen so oft in traulich süßem Gespräch die Stunden wie Minuten entschwunden waren; jetzt an dem Baume vorüber, unter welchem sie standen, als Helmina ihre Hände in einander legte! ...

»Sind sie es denn wirklich?« fragte Helmina sich selbst — »O meine schönen Bilder, was konnte so euch entstellen? O meine goldenen Träume, wer ruft euch zurück?«

Helmina lernte indessen bald begreifen, was sie so voll Schmerz und Erstaunen sah. Adeline erzählte viel von den Unterhaltungen des Winters, von den zahlreichen, und folglich nicht gewählten Zirkeln, in denen sie geglänzt hatte. In dem Wirbel rauschender Zerstreuungen hatte gegenseitige Achtung und Liebe, wenn nicht sich ganz verloren, doch sich sehr vermindert. Adeline hatte es achtlos geschehen lassen, und dachte auch jetzt nicht daran, das Band der Herzen fester zu knüpfen, und von neuem zu weihen unter dem günstigen Einflusse der Natur und der Einsamkeit. Albert, ohne im geringsten sentimental seyn zu wollen, bedurfte der Innigkeit, sobald er nicht mehr durch die Unnatur des Weltlebens sich selbst entfremdet war, und hätte Adeline bey allen Mängeln nur ein Gemüth besessen, ihn von neuem zu fesseln, wäre ihr leicht gelungen; aber was sie that und sprach, zeugte von der Armuth ihres Herzens, wie von der Verschrobenheit ihres Verstandes. Sie fragte oft in klagendem Tone: »Wie werden wir hier unsere Zeit ausfüllen?“ Dann bedauerte sie es ernstlich, daß sich den Sommer hindurch kaum eine Gelegenheit finden würde, im Putz zu erscheinen. Fast bedauerte es Albert auch; denn Adeline schmückte eben so wenig Körper als Geist für den Gemahl, er sah sie nur in dem nachläßigsten Anzuge. Helmina, in jungfräulich edler Haltung, immer höchst einfach, aber sorgfältig gekleidet, suchte umsonst durch ihr Beyspiel und ihre liebevollen Vorstellungen ihre Schwester hierin zurecht zu weisen. Adeline, je nachdem sie gelaunt war, lachte oder gähnte, und that wie zuvor. Sie fühlte nicht, wie sehr die Wichtigkeit, die sie auf ihren Anzug legte, so lange sie viele Männeraugen sahen, und ihre Gleichgültigkeit darüber,

jetzt, da sie nur das Auge des Gemahls treffen konnte, von Mangel an Achtung zeigte, gegen ihn und gegen sich selbst. Doch was sie weit mehr entstellte, ja sie von allem Zauber der Schönheit und der Jugend vor ihm entblößte, war die kleinliche Herrschsucht, der niedere Geitz, den sie in der Führung ihres Hauses ungescheut blicken ließ. Täglich kamen in Alberts Hausleben Fälle vor, die ihn für seine Gattin erröthen machten. Adeline liebte das Geld, sie verschwendete es für sich, weil sie doch sich über Alles liebte, und so war sie nothwendig doppelt karg gegen Andere. Und dann die schadenfrohe Lust am Tadel, das lieblose Versagen des verdienten Lobes, die Forderungen über Pflicht und Kräfte! ... Albert sah kein frohes Gesicht mehr unter seinen Dienern. Gerade das Gegentheil von allem dem hatte er in Helminens Hause erlebt; doch er dachte ungern zurück, und vermied es, so viel möglich, überhaupt zu vergleichen. Er wollte das ganze Elend des selbstgewählten Loofes sich nicht deutlich machen. Eigenliebe, Pflichtgefühl und jene Anhänglichkeit, die bey gemüthvollen Menschen noch besteht, wenn schon jede Blüthe der Liebe abgestreift, jeder Reitz entflohen ist, hielten ihn davon ab. Ja, er hätte Helminen ihrer Vorzüge wegen gram werden können, weil sie die Fehler seiner Frau zu fühlbar machten. Die warme Schwesterliebe, die Helmina Beyden bewahrte, wurde nur sehr lau erwiedert, und zog sich mit dem Stolz jedes ächten Gefühls mehr und mehr in das Heiligthum ihrer treuen Brust zurück. Sie hatte sich weit glücklicher gefühlt, da Albert und Adeline noch ferne waren. Die Hoffnung auf ein treues Zusammenhalten, auf ein gemeinschaftliches Wirken und Emporstreben hatte ihr die Aussicht in die

Zukunft erheitert; und was konnte sie jetzt noch von der Zukunft erwarten? Nür ein schwaches Band der Gewohnheit schien diejenigen, für die sie ihr Leben freudig hingegeben hätte, noch an sie zu knüpfen, und wenn sie ein gemeines Treiben nicht theilen wollte, mußte das Verhältniß, aus Mangel an Berührungspuncten, bald gänzlich sich lösen. So gab sie sich denn her, ging mit Adelinen die Modejournale durch, und mußte mit freylich schwer errungener Geduld die lächerlichsten, ausschweifendsten Plane der Eleganz und Pracht für den kommenden Winter hören, oder, was noch unerträglicher war, die Wiederhohlung der scandalösen Geschichten, mit denen man sich im vorigen Winter herumgetragen hatte, und die Adeline unbedingt alle für wahr annahm. Albert war selten um die Frauen; er jagte oder machte lange Spazierritte, kam ermüdet und mürrisch zurück, warf sich auf ein Sopha, verlangte die Zeitung, las manchen Artikel daraus laut; warf aber bald das Blatt wieder weg, fragte: ob man nicht bald essen werde, und öffnete bey Tische wirklich nur dazu den Mund. Adeline schalt ihn langweilig; Helmina schwieg; aber sie dachte in der tiefsten Tiefe ihrer Brust: „So hätte ihn meine Liebe nicht sinken lassen.“

Jede neue Wendung der Dinge mußte in so drückender Lage willkommen seyn, und so hörten denn alle drey mit gleichem Vergnügen: das nahgelegene Schloß Thalheim, das Jahrelang unbewohnt geblieben war, sey nun von den Eigenthümern bezogen worden.

Adeline drang in ihren Mann, recht bald dort einen Besuch zu machen; er gab ihr nicht ungerne nach. Baron Thalheim und Mathilde, seine Gemahlin, empfingen mit zwang-

loser Freundlichkeit die Nachbarn. Sie waren sich selbst genug, doch erfreute sie jedes Zeichen des Wohlwollens; vielfältige Erfahrungen, auf weiten Reisen erworben, hatten sie befreyt von Allen dem, was Herz und Geist einengt. Leicht hätte sich zwischen ihnen und Albert, dessen Gemüth dem Schöneren und Höheren noch nicht ganz verschlossen war, ein anziehendes Gespräch geknüpft; doch Adeline konnte sich nicht leidend betragen, nicht spähen nach dem waltenden Geiste in einem Kreise. Sie eilte, ihre eingelernte Liebenswürdigkeit, ihren Modewitz, den sie mit ihrem neuesten Anzuge heute hervorgesucht hatte, ihnen aufzudringen. Sie sprach lange, zeigte daß sie gelten wollte, und nicht war; daß sie von dem Vielen, was sie gelernt, sich beynahe nichts eigen gemacht hatte, nur die Demuth verloren, und das Ahnungsvermögen, das sichere Erbtheil ihres Geschlechtes, wird es nicht durch Afterbildung verwirkt.

Zum Glück vernahm Albert wenig von ihren Reden. Ein blühender Knabe von ungefähr zwey Jahren, Thalheims Kind, hatte sich auf den Schooß der Mutter hinaufgeschmeichelt, und liebkoste ihr mit der unnachahmlichen Lieblichkeit seines Alters. Der Vater war, wohl sich selbst unbewußt, immer näher und näher den Beyden gerückt, er saß nun dicht neben ihnen, schäkerte verstohlen mit dem Knaben, und lehnte oft den Kopf zurück auf die Schulter der Mutter, um ihn bequemer anzulächeln. Mathilde, sonst kein schönes Weib, schien in dem Augenblicke es zu seyn; denn ihre Züge strahlten im Wiederschein der reinsten und beglückendsten Empfindungen. Albert verschlang die Gruppe mit dem Blick; Sehnsucht, Wehmuth und Reue füllten seine Brust. Beym Ab-

schied behandelte Mathilde unwillkührlich Adelinen schon mit kälterer Höflichkeit, als beym Empfange. Ihr Auge, das der Fremden lange nachgesehn, wandte sich etwas schalkhaft fragend zu dem Gemahl, und er sagte lachend:

„Du hast wohl recht! Ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und alles ist Dressur —

Siehst du mein Kind, da macht man eine Gegenvisite, und läßt es dabey bewenden. “

Indessen ging Albert den Weg zurück durch die Allee von alten Linden, die ihm, wie Alles, was zu diesem Hause gehörte, befreundet schien. Adeline war im Zuge, und redete fort; auf einmal sagte er, ihr herz= und geistloses Geschwätz mit dem herzlichsten Tone unterbrechend: »Adeline, werden wir so wie diese! « — Er streckte die Hand aus, die ihre zu fassen, und sah sie an mit einem Blicke, der in jede andere Seele hätte dringen müssen. Doch Adeline trat empfindlich und befremdet einen Schritt zurück, und sprach: „Was meinst du damit? « und sie wußte wirklich nicht, was er meine! — Albert ließ die Hand sinken, seufzte und schwieg.

Am Tage der Gegenvisite trafen Thalheim und seine Gemahlin, Helmina bey ihrer Schwester an. Bald fühlten sie den Hauch der wärmeren Seele, die Berührung des höher und milder gestimmten Geistes. Nun war die Brust erweitert, die Lippen waren gelöst, die Fülle der Gedanken und Empfindungen ergoß sich in ungesuchten und edlen Worten. Albert horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, seine Seele begann aus ihrem langen Schlummer zu erwachen, Helmina ahnete es schnell, sie zog ihn mit sanfter Gewalt in das Ge=

spräch, und er mußte einmal wieder die ganze Anmuth seines Geistes entfalten. Alle empfanden die seltene und erhebende Freude ächter Geselligkeit. Alle fühlten sich frey und froh. Adeline tröstete sich, eine untergeordnete Rolle zu spielen, weil sie doch am Schlusse des Abends sagen konnte: »Man hat sich bey mir herrlich unterhalten,« und also das liebe Ich nicht ganz leer ausging.

Ohne sich eben darüber verabredet zu haben, kamen beyde Familien bald in diesem, bald in jenem Hause nun täglich zusammen. Helmina frohlockte; sie hatte Bundesgenossen, jetzt mußte das Gute siegen. Sie sah schon ihre Lieben für ein höheres Leben gewonnen. Wie sehnlich hatte sie für Albert einen edlen Freund gewünscht! Er war gefunden, mit ihm die Weihe, die zu lange der besseren Seele gefehlt hatte, und Adeline würde, mußte mit dem Gemahl sich heben. Helminens ganze Heiterkeit, die ganze Freyheit ihres Geistes war zurückgekehrt; sie war hinreißend liebenswürdig in ihrer edlen Hoffnung, in ihrer schönen Freude, in ihren Bestrebungen Alle mit Jedem, Jeden mit Allen unauflöslich zu vereinen. Sie war die Seele des kleinen, vertrauten Kreises; Alle fühlten es, und dankten ihr das erfreuliche Beysammenseyn. Mit Mathilden verband sie noch insbesondere die angeborne mütterliche Stimmung, die Albert so schmerzlich bey seiner Gattin vermißte; er hatte Adelinen oft erklären gehört: »Sie liebe die Kinder nicht, und könne nicht wohl begreifen, wie man die kleinen, zudringlichen Dinger nicht immer von sich entfernt hielte.« Sie spielte zwar zuweilen mit Thalheims Knaben, etwa so, wie sie mit ihrem Hündchen spielte, dem Kinde wurde ganz unheimlich dabey zu Muthe; es ahnete die liebeleere

Brust, und streckte bittend die Hände nach Helminen aus, die es gerührt, ja geschmeichelt, in die Arme schloß.

Mathilde kränkelte, Helmina mochte sie gerne in der Pflege des Kindes überheben, und brachte es in kurzer Zeit dahin, daß der Knabe kaum einen Unterschied zwischen ihr und der Mutter noch zu machen wußte. Albert liebte die Kinder fast bis zur Narrheit, er beneidete Helmina um die Neigung, die der schöne Knabe zu ihr hegte, und war viel in ihrer Nähe, um ihm nah zu seyn. Er saß neben ihr, wenn das Kind auf ihrem Schooße lag, und war beym Spaziergang ihr steter Begleiter, um es wechselweise mit ihr zu führen oder zu tragen. Oft geschah es, daß Helmina und der Knabe einander so viel zu sagen hatten, und sich mit Schmeicheln und Necken so köstlich die Zeit vertrieben, daß ein Dritter ganz überflüssig war, wohl auch ganz vergessen wurde. Da konnte Albert ernstlich böse werden, und hörte nicht auf zu schmollen, bis der Kleine, auf Helminens Geheiß, ihn geküßt, und ihm die Stirne wieder glatt gestreichelt.

Übrigens genoß man, was der Tag, was die Stunde brachte, ohne an Plane der Unterhaltung zu denken, weil die Unterhaltung nicht fehlen konnte. Adeline bemerkte am Ende des Landaufenthaltes sehr richtig: »Wir haben doch nicht eine eigentliche Lustparthie gemacht.« Und nicht dieser Umstand allein verleidete ihr den Umgang mit den Nachbarn; er hatte nach den ersten Tagen schon allen Reiz für sie verloren. Die Verbannung des Zwanges legte ihr den ärgsten Zwang auf, sie fühlte instinctartig, daß sie ihre Seele nicht enthüllen dürfe; in den offenen Ton der Übrigen einzustimmen, war ihr also verwehrt, Redensarten fanden kein Gehör, wo Kraft

und Geist sich laut verkündeten. Sie saß gedrückt, beengt, halb verlegen, halb gereizt unter den Fröhlichen, und wurde, außer von Helmina, die Niemand vergaß, meist übersehen. Albert wandte sein Auge von ihr weg, um nicht mehr und mehr ihren Unwerth erkennen zu müssen. Er wollte keinem unangenehmen Gedanken Raum geben; sein Herz hatte sich gegen Adeline verschlossen seit dem Abend, wo sie dessen Sprache so wenig verstanden hatte, aber er grollte ihr nicht, und ließ sie gewähren.

Die Zeit nahte, in der beyde Ehepaare wieder in die Stadt ziehen sollten. Adeline erinnerte natürlich zuerst daran. „Mein Gott!« sagte Helmina mit großer Herzlichkeit: »war mir's doch, als ob wir uns nicht mehr trennen sollten.« Sie sah in dem Kreise herum, denn Allen galt das liebende Wort; auf Albert traf nun ihr Auge: — Leichenbläße überzog sein Gesicht; der Gedanke an die nahe Trennung hatte ihm plötzlich den Zustand seines Innern verdeutlicht. Was ihn jetzt beglückte, und zu schnell in Schmerz sich wandeln würde, hatte er erkannt. Nun drangen Thalheim, Mathilde, sogar Adeline in Helmina, daß sie sich einmal entschließen möchte, ihre Einsamkeit zu verlassen. Albert allein schwieg. »Nein,« sprach Helmina, „meine Liebe folgt Euch Allen; aber ich bleibe, wo das Schicksal unabänderlich mir den Wohnort angewiesen.«

Eine schlaflose und qualvolle Nacht folgte für Albert diesem Abend. Die Vorstellung, das schönste Glück so thöricht muthwillig aufgegeben zu haben, war diejenige nicht, die den bittersten Schmerz ihm brachte. Aber daß er ein solches Herz in der Fülle seiner Liebe von sich gestoßen, ohne Scho-

nung, ohne Mitleid; daß er sogar in manchen grausam niedrigen Scherz Adelinens über die Verlassene hatte einstimmen können: dieß lag wie das Bewußtseyn einer Missethat auf seiner Seele. Nein, bey der Erinnerung an diese Zeiten durfte er nicht weilen, sie war herzzerreißend, sinnverwirrend! Voll Sehnsucht rief er andere Bilder zurück; er verlebte noch einmal im Geiste alle die köstlichen Stunden der ersten, leisen Annäherung, des noch schüchternen und doch so freudigen Erkennens; er wollte einen Kranz aus diesen zartesten Blüthen winden; aber es rief ihm zu: »Du hast sie selbst zerknickt!“ und er fühlte sich der Verzweiflung nah. Als er am Morgen, die Spuren der innern Zerrüttung in allen Zügen tragend, zu Helminen trat, erschrack sie heftig, und um ihre Verwirrung zu verbergen, fragte sie schnell: »Sind Sie krank, lieber Albert?« »Unheilbar!“ sagte er mit gedämpfter Stimme, denn Adeline stand nicht weit; sie hörte nur Helminens Frage, und rief: »Es wäre kein Wunder, hier muß doch jedermann, außer dir, vor Langeweile erkranken. Es ist wahrhaftig die höchste Zeit, daß wir diesen melancholischen Ort verlassen.« »Es ist die höchste Zeit!« wiederhohlte Albert in einem Tone, den Helmina nur zu gut verstand. Albert war ihrem Herzen zu nahe geblieben, als daß irgend eine Regung des seinigen ihr hätte verborgen bleiben können; sie wußte, was in ihm vorging, und fühlte, die Zeit des härtern Kampfes sey für sie gekommen.

Sie hatte es vermocht, den eignen Schmerz würdig zu tragen; aber nicht zu erweichen, nicht zu wanken bey dem Anblicke seines Schmerzens, das wagte sie kaum zu hoffen von der eignen Kraft. Helmina war zu aufrichtigen Sin=

nes; sie liebte zu wahrhaft das Gute, um sich hier täuschen zu wollen; sie mußte, das erkannte sie klar, ihre ganze Tugend aufbiethen, um in diesen letzten Tagen durch kein Wort, durch keinen Blick die Pflicht zu verletzen, und künftig . . . ferne stehen von dem Gemahl der Schwester.

Albert hatte nicht, wie Helmina, langen, vertrauten Umgang mit dem Schmerz gepflogen; ungewohnt zu leiden, wollte er Linderung um jeden Preis. Helminen vor dem gefürchteten Augenblicke einer vielleicht endlosen Trennung seine wunde Brust aufschließen, von ihr Vergebung erlangen, darnach rangen alle Kräfte seiner Seele, und über dieses Ziel hinaus hoffte und wünschte er nichts mehr. Das Leben hatte für sein Herz nur noch diese Stunde, die übrigen sollten dann, gleichviel auf welche Weise, verschwinden. Den Versuch, sie allein zu sprechen, hatte Helmina schon oft vereitelt, als die Gelegenheit sich ungerufen darboth. Bey Helminen sollte ein neues Buch gelesen werden, aber der Tag war trübe und kalt, Mathilde unwohl; Thalheim ließ Albert und Adeline ersuchen, mit dem Buche zu ihm zu kommen. Adeline fand das unhöflich, und erklärte: » sie wolle der Lectüre, von der sie sich ohnedem wenig Vergnügen verspräche, am liebsten gar nicht beywohnen; Albert solle Helmina benachrichtigen, und zu Thalheim hinführen.«

Helmina ordnete etwas in den längst unbewohnten Zimmern der alten Muhme; Albert suchte dort sie auf. Beym ersten Blicke wußte sie, daß er allein kam, seine ganze Seele lag entfaltet auf der erheiterten Stirne, in den neu belebten Zügen. Mächtig klopfte Helminens Herz ihm entgegen; um so nothwendiger war die Strenge gegen sich und ihn, um so

weniger durfte er aussprechen, was sein ganzes Wesen schon zu deutlich verkündete. In stummer Rührung blickte er um sich; denn alles hier mahnte an schönere Zeiten. Helmina sagte: „Wir sind allein, und können leicht gestört werden, so hören Sie denn jetzt meine dringende Bitte um Nachsicht, um Schonung für die Jugend meiner Schwester. Ich erinnere Sie im Nahmen unserer verblichenen Mutter, die ich am Altar vertrat, daß Sie verantwortlich sind für die Leiden, so wie für die Vergehungen ihrer Gattin; daß nur wachsame, unwandelbare Treue und Liebe sie vor beyden sichern kann." Helmina sprach in festem, feyerlichem Tone; aber ihre Lippen zitterten, und Thränen, die sie nur mühsam zurückhielt, rollten in ihrem Auge. Albert sah unverwandt sie an, mit dem Blick der innigsten Liebe, er antwortete nicht. » Und darf ich meiner auch gedenken? « fuhr Helmina leiser fort: » Mein Glück, meine Ruhe, hier .. und dort — hängt von dem Glücke eurer Ehe ab. « — » Das ist entscheidend «, rief Albert: » seyn Sie ruhig, Helmina, ich werde, wo ich sey, vor Ihnen wandeln; es soll nicht an mir liegen, wenn die Ehe, die Sie knüpften, Ihrer nicht würdig bleibt." Beyde verließen nun das Zimmer, und auf dem Wege nach Thalheim wurde nur Gleichgültiges gesprochen. Einige Tage verstrichen in der aufreibenden Übung einer Selbstbeherrschung, die zu ermatten drohte, als die Abschiedsstunde nahte, um wie der Tod jedem eitlen Fürchten und Hoffen ein Ende zu machen. Die Blicke, die, trotz allem inneren und äußeren Zwange, sich beym letzten Gruße begegneten, sprachen: » Wir sehen uns im Leben nie wieder! «

In dieser Überzeugung schieden Albert und Helmina, und

doch fühlten sie sich nicht unglücklich, weil die Gewißheit, geliebt zu werden, hoch über jeden Schmerz erhebt.

Albert wandelte wirklich vor Helminen. Mit dem frommen, gläubigen Sinn eines Kindes, das, vom Vater entfernt, sich bey jeder Handlung frägt: »Würde er das gutheißen?« dachte er an sie, eh' er irgend etwas unternahm, sah im Geiste ihren strafenden Blick, oder ihr belohnendes Lächeln, und sein Entschluß war gefaßt. So hatte er den Antrag eines unbedeutenden Amtes, zum größten Erstaunen Adelinens, freudig angenommen, weil Helmina oft geäußert hatte, daß ein müßiges Leben des Mannes unwürdig sey. So, wenn die widrigsten Äußerungen von Adelinens unedler Denkart seinen Zorn reitzten, hörte er Helminen um Schonung für ihre Schwester flehen, und die scharfen Worte, die ihm schon auf der Zunge schwebten, wurden nicht ausgesprochen. Er schrieb selten an Helmina; denn sein Gefühl durfte die Feder nicht führen; aber sie sah aus den Briefen der Freunde, wie sein Leben sich gestaltet hatte, — dieses schönsten Bekenntnisses seiner Liebe durfte sie sich freuen; der Gedanke an seine Veredelung, durch der Liebe Kraft, durfte tröstend und heilend in die Tiefe ihrer Seele dringen.

Adelinens Unterhaltungswuth ließ sich mit Alberts neuer Lebensweise nicht leicht vereinen; er verschloß sich zwar nicht vor den Menschen; er weigerte sich nicht, zu Zeiten an den öffentlichen Belustigungen Theil zu nehmen: aber er stürzte nicht mehr blind Allem dem nach, was Freude heißt, denn er hatte gelernt, was Freude sey. Er suchte gewissenhaft einen Weg zwischen zu großer Strenge gegen ein junges, lebensfrohes Geschöpf, und tadelhafter Nachgiebig-

keit; aber troß seinem redlichen Bestreben blieben Adelinens Forderungen, und die Forderungen der Vernunft himmelweit von einander entfernt; doch die Begeisterung ermüdete nicht. Albert hatte der Tugend Helminens Züge geliehn, so konnte er nicht von ihr weichen, und er vermochte es, sich stets liebevoll zu betragen gegen diejenige, die so wenig Liebenswerthes besaß.

Albert sah Thalheims Knaben nie ohne innige Freude, ohne tiefe Rührung; er wußte, daß er in der Liebe zu dem Kinde mit Helminen Eines sey, und alle die wehmüthig süßen Erinnerungen der letzten Tage, mit ihr verlebt, ruhten wie ein dunkler Veilchenkranz auf dem lockigen Haupte.

An einem Abend, wo Mathilde, Thalheim, Albert und Adeline in einem dritten Hause sich versammelt befanden, wurde Mathilde plötzlich abgerufen, einem hochbetagten Anverwandten in seinem letzten Augenblicke beyzustehn. Ihr Gemahl begleitete sie. Umsonst bath der Knabe ihn mitzunehmen; sie mußten ihn zurücklassen, und er weinte mit der Trostlosigkeit der ersten verfehlten Wünsche. Albert war in keiner fröhlichen Stimmung, das Schluchzen des Kindes ging ihm an das Herz, und er sagte zu seiner Gattin: »Geh, Liebe, tröste den armen Knaben.« — »Mein Gott!« rief Adeline, »du weißt längst, daß ich zur Kinderwärterin verdorben bin, und daß es mir schon lästig ist, den Knaben so oft um mich zu sehn.“ — »Vous avez bien raison, Madame, que fait-on de cela?« sprach, nachläßig hingeworfen, ein Mann, der neben Adelinen saß. Albert sah das huldreiche Lächeln, womit sie ihn für seinen Beyfall lohnte; er entfernte sich unwillig, denn er kannte den Menschen, und er hatte ihn

nach seinem Werthe geschätzt. Récourt, so hieß der Franzose, ein vormahliger Garde-Offizier, war ein Mann, den vielleicht ein Bildhauer mit Wohlgefallen hätte betrachten können; von dem sich aber das nur halbgeübte Auge des Menschenkenners mit Abscheu wegwenden mußte. Das Verhöhnen alles Höheren, die Verachtung der Menschheit (er nahm den Maßstab aus der eigenen Brust) trug er in allen Zügen, drückte sie aus mit jeder Miene, jeder Geberde, äußerte sie, wenn auch nicht mit jedem Worte, gewiß immer in Accent und Ton. Es war ein Wesen, so aller Liebe und alles Glaubens baar, daß es vernunftwidrig gewesen wäre, es noch mit dem Nahmen Mensch zu bezeichnen. Doch eben eine solche Erscheinung war dazu geeignet, Adelinen unwiderstehlich anzuziehn; es war ihr noch wankendes System vollendet, und in's Leben getreten, die Gesinnung, die sie noch halb, sich selbst unbewußt, hegte, klar ausgesprochen in Wort und That. Die Schülerin beugte sich verehrend vor dem Meister. — »Er hat erstaunlich viel Verstand!“ sagte sie mit einer Art Andacht, wenn sie von ihm sprach. Sie zu gewinnen, hatte es ihm übrigens wenig gekostet. Ihre französische Aussprache, die er détestable fand, zu loben, und alle andern jungen Frauen für häßlich und dumm zu erklären, — das vollendete den Zauber.

Albert hatte lange mit dem Knaben im Nebenzimmer gespielt; Adeline saß noch neben Récourt, und wurde sichtlich nur ungern an das Weggehn erinnert. Zu Hause angelangt, sprach Albert zu ihr: »Ich bitte, ich beschwöre dich, Liebe, laß nur Diesen nicht glauben, daß du ihn liebenswürdig findest.« — »Wenn du nur nicht so schrecklich eifersüchtig wä-

rest!« rief Adeline aus. Alberts Lippen wollten sich zu einem spöttischen Lächeln verziehn; aber er geboth seinen Zügen Ernst, und sagte: »Nein, so habe ich nicht jede gute Meinung von mir selbst verloren, daß ich es hier seyn könnte.« — »Aber Récourt gefällt allen Frauen,« erwiederte Adeline. — »Eben die Weiber, denen er gefällt, sollen dich lehren, was er ist. ... Adeline!« fuhr er warm und innig fort, »geselle dich nicht zu ihnen! höre die Stimme deines treuesten Freundes; das Laster ist dir noch fremd, verwirke den Segen eines reinen Lebens nicht!« Diese Worte ließen Adelinen nicht ungerührt, sie fühlte sich geneigt, den Wunsch ihres Gatten zu erfüllen, und als sie Récourt wieder sah, versuchte sie es, gegen ihn spröde zu thun. Aber er führte Waffen, denen sie und ihres Gleichen immer unterliegen werden; den Schein des Lächerlichen auf jeden Menschen, auf jede Handlung zu werfen, war ihm, wie jedem, der einigen Witz und gar kein Gewissen besitzt, ein Leichtes. In einem Kreise frivoler Weiber herrschte er unbeschränkt durch diese Kraft allein; sein ironisches Lächeln traf solche Herzen sicherer, als der rührendste Ausdruck der Liebe. Adeline widerstand dem Furchtbaren nicht lange, sie näherte sich ihm in Demuth wieder, und er belohnte sie dafür mit einer nachlässigen Aufmerksamkeit, die um so höher geschätzt wurde, je öfter sie mit Nichtachtung wechselte. So führte sie, nicht ihr Herz, sondern die Leere des Herzens, die Eitelkeit in das Netz eines Nichtswürdigen, der es kaum der Mühe werth hielt, es künstlich für sie zu weben, und selbst nicht der Liebe Freuden, nur die Lust am Bösen suchte.

Albert empfand bey diesem Anblicke, nicht die Qualen ge-

kränkter Liebe oder gereizten Stolzes, aber der Schmerz, den jeder gute Mensch empfindet, wenn er ein junges, noch nicht ganz gesunkenes Geschöpf sich dem Abgrunde nahen sieht. Er behandelte Adelinen mit ungeheuchelter Zärtlichkeit; seine Stimmung war die Stimmung eines Vaters bey der Gefahr seines Kindes, der, wenn auch das Kind die Gefahr muthwillig herbey rief, nicht minder jedes Mittel anwendet, welches noch Rettung bringen kann. Helmina wurde plötzlich aus ihrer Ruhe durch folgende Zeilen aufgeschreckt:

»Ich habe Alles versucht, was ein Mensch, den keine Leidenschaft blendet, und der es redlich meint, nur vermag, um Ihre Schwester zu retten... Es ist vergebens! Nur ein Engel kann sie dem Verderben entreißen. Kommen Sie, Helmina, — Keine Rücksicht darf Sie zurück halten.«

Helmina mußte dem Rufe folgen. Sie schickte sich zur Reise an; aber ihr bangte vor mehr als einem Übel. Schlaflos brachte sie die letzte Nacht in ihrem Hause zu, die folgende mit wachsender Seelenangst in dem Wagen, der sie dem ersehnten und gefürchteten Ziele entgegen trug. Am Morgen hielt er vor Alberts Hause. Das verstörte Gesicht des Dieners, der Helmina am Thore empfing, benahm ihr den Muth, irgend eine Frage auszusprechen; sie stieg zitternd aus dem Wagen, lief athemlos über die Treppe, drang mit lautem Herzensschlage in die Gemächer... Sie standen verödet. Adeline war mit Récourt entflohen, Albert bewaffnet, und zur Rache entschlossen, ihnen nach. Bleich und stumm gab Helmina dem Diener, der sie begleitete, und von dem sie das Unerhörte vernommen, einen Wink, sich zu entfernen. Am Abend brannte ihr Gehirn; die fürchterlichen Bilder, die es

erfüllten, traten, von der Fiebergluth beseelt, lebendig vor ihr starres Auge; sie redete irre, streckte die Hände nach Schatten aus, und der Arzt, der in Eile gehohlt wurde, befürchtete einen schleunigen Tod. Doch, nachdem sich die Natur in convulsivischen Erschütterungen erschöpft hatte, verfiel Helmina in einen Zustand der Bewußtlosigkeit, der wenigstens zur Anwendung von Hülfsmitteln Zeit ließ, und also Hoffnung gab. So lag sie mehrere Tage hindurch, das Auge wie die Seele in Nacht gehüllt. Endlich dämmerte es wieder vor ihrem Blicke und vor ihrem Gemüth. Eine wohlbekannte, theure Gestalt kniete an ihrem Bette, eine geliebte Stimme rief: »O! erwache, erwache! Was soll ich beginnen? wie noch weiter athmen, wenn das Leben stille steht in der einzigen treuen Brust auf Erden?“ und Albert weinte, wie ein verlassenes Kind. Noch schlummerte Helminens Besonnenheit, ihr Herz hatten die rührenden Töne erweckt. Sie beugte sich sanft über den Weinenden, und, ihre Hand auf sein Haupt legend, sprach sie: »Bist du mir so nahe, geliebtes, über Alles theures Wesen!«... Entzückt hob Albert das Auge zu ihr empor, und ein Blick voll unaussprechlicher Zärtlichkeit begegnete dem seinen. Ihre Hände hatten sich fest verschlungen, und so, Eines in des Andern Anschauen verloren, fühlten und dachten Beyde nur: »Ich habe dich wieder!« — Aber die Klarheit, vor der jedes Erdenglück erbleicht, die so selten von Helminens Geiste wich, kam nun zurück. Helminens Hand machte sich los von der des Freundes; ihr Auge senkte sich, und sie fragte: »Albert! wo ist meine Schwester? wo ist dein Weib?« »Stille!« sagte er, »frage jetzt nicht, es ist Alles gut.« — Helmina seufzte, und

schüttelte zweifelnd den Kopf. Als Albert sie stark genug glaubte, um die Wahrheit zu ertragen, sagte er: er habe vergebens den Flüchtlingen nachgesetzt, eine vielleicht täuschende Spur, die er durch mehrere Tage und Nächte rastlos verfolgt, sey ihm plötzlich ganz verschwunden. Er verschwieg, was auch ihm erst seit seiner Zurückkunft klar geworden war, daß Adeline ihn fliehend noch beraubt hatte; Helminens reine Stirne sollte nicht doppelt erröthen.

Helmina zog in ihre Einsamkeit zurück; auch Albert verließ den Schauplatz der Thorheiten und der Schande seines Weibes; doch Helmina verboth ihm stillschweigend, sein Landgut zu beziehn; er gesellte sich zu Thalheim und Mathilden, welche die Reiselust von neuem angewandelt hatte. Er schrieb was er erfuhr, that und dachte; was er empfand, errieth Helminens Herz.

Noch vor dem Verlauf des zweyten Jahres starb Adeline. Verlassenheit, Mangel, vielleicht Reue, hatten ihre Grube gegraben. Sie war für Schwester und Gemahl längst gestorben; dennoch erschütterte Beyde die Nachricht. In Helminens weicher Seele erwachten alle Erinnerungen an die Kindheit ihrer Schwester, an die schönen Hoffnungen, die sie damals gehegt, an die Liebe der verblichenen Ältern für dieß letzte, zarte Kind . . Ihr Herz war zerrissen.

Albert blieb noch entfernt durch die Zeit, in welcher der Anstand die äußere Trauer fordert, dann kehrte er voll Sehnsucht zurück, und wagte es, Helmina daran zu erinnern, daß sie nun einander Alles werden durften; aber Helmina sagte: „Daß ich dich liebe, daß ich nie aufgehört habe, dich zu lieben, darf ich dir jetzt gestehn; doch die Blumen

zum Brautkranz vom Grabeshügel der Schwester mir zu pflücken, fühl' ich nicht den Muth; mir ist, als ob die Ältern zürnend auf mich herabsähen... Ich kann nicht!«

Allein die Zeit entflieht, der Stachel schmerzlicher Erinnerungen wird endlich abgestumpft, die Bilder der Vergangenheit erbleichen. Helmina liebt mit aller Innigkeit der ersten, einzigen Neigung.. Albert verzweifelt noch an seinem Glück; doch Alberts Freunde hoffen.

Josephine v. Perin, geb. v. Vogelsang.

Als Sie, zuhörend, am Clavier saß.

Still saß sie da, die Lieblichste von Allen,
Aufhorchend, ohne Tadel, ohne Lob;
Das dunkle Tuch war von der Brust gefallen,
Die, nur vom Kleid bedeckt, sich athmend hob;
Das Haupt gesenkt, den Leib nach vorn gebogen,
Wie von den flieh'nden Tönen nachgezogen.

Nenn' ich sie schön? Ist Schönheit doch ein Bild,
Das selbst sich mahlt, und nur sich selbst bedeutet;
Doch Höheres aus diesen Zügen quillt,
Die, wie die Züge einer Schrift verbreitet,
An sich oft bildlos, unscheinbare Zeichen,
Doch himmlisch durch den Sinn, den sie erreichen.

So saß sie da, das Regen nur der Wangen,
Mit ihren zarten Muskeln, rund und weich,
Der Wimpern Zucken, die das Aug' umhangen,
Der Lippen Spiel, die Purpurlädchen gleich,
Den Schatz von Perlen hüllen ietzt, nun zeigen,
Verrieth Gefühl, von dem die Worte schweigen.

Und wie die Töne brausend sich verwirren,
In stetem Kampfe stets nur halb versöhnt,
Jetzt klagen, wie verflog'ne Tauben girren,
Jetzt stürmen, wie der Gang der Wetter dröhnt,
Sah ich ihr Lust und Qual im Antlitz kriegen,
Und jeder Ton ward Bild in ihren Zügen.

Mitleidend wollt' ich schon zum Künstler rufen:
»Halt ein! Warum zermalmst du ihre Brust?«
Da war erreicht die schneidendste der Stufen,
Der Ton des Schmerzes ward zum Ton der Lust,
Und wie Neptun, vor dem die Stürme flogen,
Hob sich der Dreyklang ebnend aus den Wogen;

Und wie die Sonne steigt, die Strahlen dringen
Durch der zersprengten Wetter dunkle Nacht,
So ging ihr Aug', an dem noch Tropfen hingen,
Hellglänzend auf in sonnengleicher Pracht;
Ein leises Ach! aus ihrem süßen Munde,
Sah, wie nach Mitgefühl, sie in die Runde.

Da trieb's mich auf: nun soll sie's hören,
Was mich schon längst bewegt, nun werd' ihr's kund;
Doch sie blickt her, den Künstler nicht zu stören
Befiehlt ihr Finger schwicht'gend an dem Mund;
Und wieder seh' ich horchend sie sich neigen,
Und wieder muß ich sitzen, wieder schweigen.

Grillparzer.

An die Freunde.

„Weil mir großer Reichthum fehlt,
Meint Ihr, daß mein Herz sich quält? —«
Was mir noth, ward mir beschert,
Reichthum hab' ich nie begehrt!
Wär' es das, nur das allein,
Könnt' ich froh und freudig seyn! —

»Weil mich Kreuz nicht schmückt, noch Stern? —“
Würdige verehr' ich gern;
Doch beugt sich mein stolzes Knie
Vor werthlosem Dünkel nie!
Wär' es das, nur das allein,
Freunde, könnt' ich freudig seyn! —

»Weil mir auf des Kampfes Bahn
Manch ein Beß'rer eilt' voran? —«
Allen ward nicht gleiche Kraft,
Was ein Jeder kann, er schafft!
Wär' es das, nur das allein,
Könnt' ich froh und freudig seyn! —

Fragt nicht weiter — gebt mich auf,
Laßt dem Kummer freyen Lauf!
Was mich drückt, mir ist's bewußt,
Ruht tief unten in der Brust!
Das nur läßt, und das allein,
Mich nie froh, nie freudig seyn!

Jos. Christ. Bar. v. Zedlitz.

Der Friedrichsberg bey Sellendorf *).

Nah' an dem lieben, trauten Orte,
Ihm, meine Heimath, meine Welt,
Hat, wie der Wächter an der Pforte,
Ein alter Berg sich hingestellt.
Den Lenz mit seinem Blumenkleide,
Er weis't ihn ab, hat mehr zu thun,
Und sorgt, daß er die Wetter scheide,
Damit das Thal mag sicher ruhn.

Dort in dem Schatten ernster Föhren,
Die er als Helmschmuck sich erwählt,
Weil' ich gar oft, um zuzuhören,
Was mir die Phantasie erzählt.
Wie bald ihr Wort voll ernster Mahnung,
Dem Sturme gleich, vorüberzieht,
Bald sie mir flüstert süße Ahnung,
Als wär's der Aeolsharfe Lied.

*) Woher dieser Berg, an dessen Fuße Sellendorf gelegen ist, seinen Namen hat, ist unbekannt. Die Sage nennt ihn eine Wetterscheide, und wirklich ziehen die Gewitter von dorther selten herauf.

Und sie spricht:
„Sende die liebenden Blicke
Nicht bloß der Heimath zu,
Deren röthliches Dach,
Aus dem Schatten der Eichen,
Einer gereiften Frucht gleich,
Lieblich dir winkt. —
Schaue weiter hinaus!
Laß auf Schwingen des Lichtes
Über die Thäler
Deine Blicke schweifen,
Bis sie, dem Adler gleich,
Auf der bläulichen Spitze
Ferner Gebürge ausruhn.
Sieh, wie Himmel und Erde
Lieblich sich grüßen;
Wie mit Strahlenarmen
Er die Geliebte umfängt;
Wie sie nun sein Bild,
In Krystall gefaßt,
An ihrem Busen
Tausendfach trägt,
Und ihre Düfte
Und Nebelgespinnste
Sorgsam ihm sendet,
Daß er sein Wolkenkleid
Daraus sich webe.
Lies auf der großen, vor dir
Ausgebreiteten Tafel,

Was in uralter,
Unverlöschbarer
Zeichenschrift die Natur,
Am Tage der Schöpfung,
Aus dem Munde des ewigen,
Heiligen Gesetzgebers,
Niedergeschrieben:
»» Es sollen nirgends
Und nimmer vergeblich
Aller Augen
Auf ihn warten!««
Und dann greif' in die Harfe,
In begeisterte Psalme,
Was du gelesen, zu singen;
Daß der West die Töne
Forttrag' über die Welt,
Und die zartbesaiteten,
Gleichgestimmten Herzen
Unter seinem Anhauch
Ahnungsvoll mittönen
Zur Harmonie! —

Oder willst du der Menschen
Rastloses Treiben,
Und ihr flüchtiges Leben
Näher betrachten?
Sieh, dort ragen,
Einzeln zerstreut,
Graue Thürm' empor;

Zählen, als treue Wächter,
Jeden Tropfen der Zeit,
Mit erhobenem Finger,
Dem Zeiger der Uhr,
Warnend die Menschen;
Dorthin eil' im Geiste;
Tritt in die Wohnungen ein,
Ziehe den Vorhang hinweg
Von den Scenen
Der Freud' und des Jammers!
Schau mit dem innern Aug'
In die finstre Tiefe
Der Brust,
Wo des Vulcanes Flammen
Geboren werden,
Die bald in leuchtenden Funken,
Ewigen Sternen gleich,
Aufblitzen zum Himmel,
Bald mit glühender Asche
Die Erde versengen.
Höre mit geistigem Ohr
Auf die Stimmen
Der Liebe und Hoffnung,
Wie allenthalben
Aus der Natur
Und Offenbarung
Den Menschen sie warnen und leiten,
Heilige, treue Zeugen,
Daß der Vater

Seinen Kindern
Überall nahe sey;
Wie im Glücke,
So in der Prüfung,
Wie im Leben,
So auch im Tode,
Und erkenn' endlich
Die feste, eherne Kette,
Aus Folge und Folge
Menschlicher Handlung geschmiedet,
An welcher das
Unerbittliche Schicksal
Den freyen Willen gefesselt
Mit sich fort reißt.

Und dann erfasse die Bilder,
Gib ihnen Leben und Sprache,
Schlage das Buch des Herzens
Mit seinen Geheimnissen auf,
Damit das Volk
Staunend lese,
Was es sich lange
Selbst verschwiegen,
Und im getreuen Spiegel
Das ähnliche Bild erkennend,
Die Tugend sich
Muthiger aufrichte noch
An der Schwestergestalt;
Und das Laster, plötzlich

Von der Gespenster Grauen
Aufgescheucht, zitternd
Hellere Pfade sich wähle,
Damit ihm nimmer und nimmer
Der bleiche, gräuliche
Doppelgänger
Wieder begegne."

Und es kam nach diesen Worten
Aus des Abends goldnen Pforten
Zu mir her die Poesie,
Ordnete mit zarten Händen
Ihrer Schwester Blumenspenden
Zu des Kranzes Harmonie.

Zeigte drauf mir ohne Säumen:
Grab und Wiege, Leben, Träumen,
Hier den Kelch, dort den Pokal,
Und, die Pol' in unserm Leben,
Legt' sie, Mask' und Dolch, daneben,
Sprach: »Wohlan! Dein sey die Wahl!«

Und ich wählte! —
Düsterer senkte sich schon
In die Thäler der Abend,
Leise Weste flohn
Kühlend und labend
Über die Blumen,
Und die Flur war stille,

Und der Hain ward stumm.
Nur das Zirpen der Grille
Und des Käfers Gesumm'
Waren die letzten Stimmen
Noch wachender Kinder.

Doch je dichter die Schatten
Sich riesenhaft
Um mich gelagert hatten,
Je höher schwoll
Mir die innere Kraft,
Und der Begeisterung voll,
Rief und beschwor
Ungekannte Gestalten
Ich aus der Dämmerung hervor,
Und wenn sie nahten
Und mir vorüberwallten,
Wollt' ich Nahmen und Leben
Und das Geboth zu Thaten
Ihnen geben. — —
„Ha! sie kommen!« rief ich, und lauschte; —
Denn in den Zweigen rauschte
Vernehmlich ein lautes Flüstern. —
Doch eine Stimme both:
»Guten Abend!« mir;
»Vater wir bringen Dir
Mit den Geschwistern
Hier her das Abendbrot.
Erdbeer' und Wein nur für Euch,

Süße Milch aber für uns.
Auch das Feuerzeug
Wirst du im Körbchen finden.
Willst du uns heut' nicht wieder
Von dürrem Laub und Gezweig'
Ein Feuer anzünden? —
Daß wir Schwestern und Brüder
Bey der Flamme röthlichem Glanz,
Wenn die Zweige knistern und brennen,
Unsern Elfentanz
Fröhlich beginnen können?
Mutter ist mit den Kleinen
Und unsern Freunden
Auch nicht mehr fern.
Wir sind voraus gesprungen,
Wollten so gern
Bey dir die Ersten seyn!« —
Und sie hielten mich fest umschlungen.

Und mit verklärtem Blick
Traten die himmlischen Schwestern
Freundlich vor den Kindern zurück:
»Beuge dich immer zum rosigen Munde
Deiner Kleinen nieder!
Solch eine Stunde
Stören wir nicht!
Lebe wohl! wir sehen uns wieder!« —
Und sie zerflossen im Dämmerlicht.

Ernst von Houwald.

Die Feuersbrunst.

An Agnes.

Ich kenn' ein Haus, das, von der Gluth verzehret,
Zu Staub und Asche bald wird niederbrennen.
Schon will das wankende Gebälk sich trennen,
Vom Brand ergriffen, der sich stündlich mehret.

Umsonst nur steht das Dach noch unversehret,
Es wird den Bau nicht länger schützen können.
Darf sich die Gluth des Innern Meister nennen,
Ist auch das Haupt des Hauses bald zerstöret.

So stürze denn, du morscher Bau, zusammen!
Was auch das Schicksal Günst'ges mag gewähren,
Errettung hoff' ich nicht aus solchen Flammen.

Könnt' ich's, nicht löscht' ich ihre wüth'gen Triebe,
Verblendet treibt's mich, selber sie zu nähren;
Ich bin das Haus — der Brand ist meine Liebe.

Michael Beer.

Selbsterkenntniß.

Wenn ich mich genau bedenke,
Gleich' ich wohl zumeist der Schnecke.
Weichgeformt, wie sie, von Innen,
Bin ich festumhüllt von Außen;
Eine kleine Strecke ziehend
Mühsam auf dem harten Boden,
Duld' ich auch, wie sie, die Wetter,
Gleichgemuth des Lebens Stürme.
Was sich außer mir beweget,
Such' ich fühlend zu erfassen;
Wo es droht mich zu verletzen,
Berg' ich mich in meine Hülle.
So verbring' ich still mein Daseyn,
Bis der plumpe Fuß des Wand'rers
Mich zertritt auf meinem Wege,
Oder auch ein Feind verschlinget.

J. C. Bernard.

Die treue Magd.

Hell klang von Saragossa's Mauern
Des frühen Morgens erst Geläut;
Da hallt' es dumpf von Klag' und Trauern
An Ebro's Ufern nah' und weit;
Und murmelnd ging's von Mund zu Munde,
Wie ferner Wogen hohl Gebraus:
»Ach, mit dem Schlag der nächsten Stunde
Führt man zum Holzstoß sie hinaus!«

Und Alles wandte sich mit Grauen
Hin nach dem finstern Kerkerhaus,
Worin die edelste der Frauen
Gefangen saß in Nacht und Graus;
Die unglückseligste der Mütter,
Urraka de Osorio,
Umklirrt von Fessel, Lanz' und Gitter,
Bey Wasser, Brot und faulem Stroh.

Entflohn war Pedro's, des Tyrannen,
Gewalt'gem Herrscherzorn ihr Sohn,
Kein Ruf vermochte ihn zu bannen,
Kein Drohen, noch ein goldner Lohn.
Der Wütherich war ungerochen,
Drum ward von blut'ger Richterhand
Der Mutter selbst der Stab gebrochen,
Daß sie verging' in Flammenbrand.

Und als die Stunde ihr gerufen,
Zu tilgen ihres Sohnes Schuld,
Da stand schon rings um Thor und Stufen
Das Volk mit banger Ungeduld;
Und Alles drängte sich, zu sehen
Die seltne Frau, die hochgemuth
Für ihres fernen Sohns Vergehen,
Dem Tode weiht ihr eigen Blut.

Doch plötzlich drängt sich's durch die Menge,
Ein schwarzumflortes Mädchen naht,
Hinan zum Kerker durch's Gedränge
Bahnt sie mit ernster Hast sich Pfad.
Und traurig eilt sie in's Gefängniß
Zu ihrer Herrin Füßen hin,
Und Thränen weiht sie dem Verhängniß,
Und ruft mit schmerzbefangnem Sinn:

»O Edelste! die du hienieden
Des Guten mir so viel gewährt,
So manches Schöne mir beschieden,
Der Tugend Gluth in mir genährt,
Laß mir auch nun, mir selbst zu Ehren,
Da mehr kein Richter es verbeut,
Die Treu' der Magd an dir bewähren,
Die ich seit Jahren dir geweiht! —«

Und stille Thränen im Gesichte,
Umfängt sie die Gebietherinn;
Da ruft die Glocke zum Gerichte,
Zum letzten Dienst die Dienerinn.
Gleich schlichtet sie die dunkeln Haare
Der edeln Herrin zum Geflecht;
Daß auch im Tod sich Adel wahre,
Legt sie auch Perlen ihr zurecht.

Mit weißem, schöngewölbten Mieder
Bekleidet sie des Busens Bau,
Und weich, wie loses Schwanzefieder,
Umrauscht sie Seide, schwarz und grau;
Mit zartgefügten, goldnen Spangen
Umschließt sie ihrer Arme Rund;
Der Ärmel weiche Falten hangen
Herab mit leichter Schleifen Bund.

Und auf dem Knie, in frommer Wehmuth,
Beschuhet sie den zarten Fuß,
Und drückt das Siegel tiefer Demuth
Zuletzt ihm auf mit treuem Kuß.
Nun hüllet sie die edeln Glieder
Mit weicher, kunstgeübter Hand
Vom Haupte bis zur Erde nieder
In dunkle Seid' und Florgewand.

Doch als sie solches kaum beendet,
Erschallt das blut'ge Machtgeboth;
Zur Pforte sich die Herrin wendet,
Und wandelt ruhig in den Tod.
Und schweigend folgt ihr Isabelle,
Die fromme, treue Dienerinn,
Und wie im Meere Well' an Welle,
So drängt um sie das Volk sich hin.

Und weit vor Saragossa's Mauern
Begleitet sie der Zug hinaus,
Und lauter hallt's von Klag' und Trauern,
Wie naher Fluthen dumpf Gebraus.
Und Thränen jedem Aug' entfallen,
Von Schmerz ist jede Brust beengt,
Doch schweigend sieht man Jene wallen,
Zu Boden beyder Blick gesenkt.

Und als sie kamen an die Stelle,
Wo hoch das Holzgerüste stand,
Da ward der Frauen Antlitz helle,
Und fromm erhob sie Aug' und Hand,
Und blickt empor zu Himmelshöhen,
Das Herz von Andachtgluth geschwellt:
»O Herr, dein Wille mag geschehen!
Nimm mich hinauf in deine Welt!“

Sie ruft's, und drückt mit Liebesarmen
Die edle, treue Magd an's Herz:
»Dein wird der Himmel sich erbarmen,
Mit Heil versüßen jeden Schmerz!«
Und muth'gen Angesichtes schreitet
Sie nun zum Hochgerüst' empor,
Und schnell um Haupt und Schulter breitet
Zur Hülle sich der dunkle Flor.

Und horch! schon hört man's dumpf erknistern,
Schon wächst und steigt der Flammenbrand:
Da schwellt der Wind mit wildem Flistern
Das faltenreiche Florgewand;
Vom Busen wallt die leichte Hülle
In zügelloser Lüfte Wehn,
Und frey und höher strebt die Fülle
Der weichen Stoffe sich zu blähn.

Doch kaum gewahret Isabelle
Der theuren Herrin letzte Noth,
Eilt sie hinauf mit Windesschnelle,
Wie auch die Flamme sie umdroht.
Und eilig schlingt um Haupt und Mieder
Den Flor sie mit gewandter Hand,
Des Kleides Falten streift sie nieder,
Und hält es fest an Saumes Rand.

Und wie mit prasselndem Gedränge
Auch Flamm' und Gluth sich schrecklich mehrt,
Nicht störet sie der Schrey der Menge,
Bis Treue sie im Feu'r bewährt.
Mit Macht umschlingen sie die Flammen,
Und Magd und Herrin sinkt herab;
Zu Asche stürzt der Stoß zusammen,
Und Lieb' und Treu' ist beyder Grab.

Georg von Gaal.

Die Gutmüthigen.

An den Trauerspieldichter.

Was Leben hat, soll man nicht sterben lassen.
Hübsch ist der Leute friedliches Handthieren;
Im Leben darf uns wohl der Tod genieren,
Doch auf der Bühne kann man seiner spaßen.

Dort soll man frisch die Lust beym Schopfe fassen,
Dir ist das leicht, kannst du die Zügel führen;
Am schönsten ist's, wirst du sie so regieren,
Daß Alles glücklich werde übermaßen.

Laß nicht verführen dich der Griechen Weisen.
Am Schluß der Tafel kommen süße Speisen,
Nur das bedenk', so sparst du uns das Grauen.

Im Schauspielhaus, da will man Spiele schauen;
Versöhnet reich' dort Alles sich die Hände,
Und es ist Alles gut, ist gut das Ende.

Deinhardstein.

Das Lied, welches an einem Faden hängt.

An tausend Fäden hängt das Glück
Des Menschen, und sein Wehe,
Von oben lenkt sie das Geschick,
Und, — wie er sich auch drehe, —
Gleich einer Marionette zieht
Es ihn zu Nutz und Schaden; —
Hängt nun der Mensch, — häng' auch sein Lied
Einmal an einem Faden.

Das Weib die feinsten Fäden spinnt;
Man sah in alten Zeiten
Den Liebsten aus dem Labyrinth
Von Ariadnen leiten; —
Auch jetzt noch solche Fäden spinnt
So mancher von den Engeln,
Doch nicht um aus dem Labyrinth, —
Um uns hinein zu gängeln.

P e n e l o p e, dem Gatten treu,
Schnitt, was sie Tags gesponnen,
Dann wieder in der Nacht entzwey,
Ist so der Eh' entronnen;
Doch uns're lieben Mädchen scheu'n
Nicht Wachen, noch Beschwerde,
Damit das Hochzeitbettelein
Geschwinder fertig werde.

Daß H e r k u l e s bey O m p h a l e n
Viel Fäden hat gesponnen,
Das mag auf Amors Rechnung gehn,
Der solches Netz ersonnen.
Im Punct der Liebe bleiben stets
Wir schwach; ich frage Jeden:
Spann er nicht selber zu dem Netz',
In das er ging, die Fäden?

Zu manchem zarten Erdenband
Nur Fäden zart sich schicken,
In Freundschaft und im Ehestand
Darf gar nichts reiben, drücken;
In andern Fällen aber darf
Man gröb're Fäden wagen,
Ein Recensent kann ziemlich scharf
Und derb zu Faden schlagen.

Vor allen Fäden hüthet Euch,
    Die an das Laster knüpfen,
Sie drücken schwer, sind — ob man gleich
    Bereut, — nie mehr zu lüpfen;
Wer böses Thun sich hat erlaubt,
    Dem bleichet Angst die Wangen,
Und stets wird über seinem Haupt
    Ein Schwert am Faden hangen.

Doch alle jene Fäden faßt,
    Die an die Tugend binden,
Und nimmermehr, ihr Freunde, laßt
    Von ihnen los Euch winden;
Dann geht die Sonn' Euch fröhlich auf,
    Und wird auch fröhlich scheiden,
Und spät erst denkt die Parze drauf,
    Den Faden abzuschneiden.

J. F. Castelli.

Kampf und Versöhnung.

Er.

Hilf, Amor, mir! hilf Dora sanft bezwingen!
Dein Rüstzeug gib, das niemals noch getrogen,
Nicht Köcher nur und Pfeile, Sehnen, Bogen,
Gib Alles mir, daß mir's wohl muß gelingen!

Und Amor drauf: »Ich will dir Alles bringen,
Hier Mienen erst und Blicke, schlau gewogen!
Und Wort und Wörtchen, einzeln und in Flogen,
Und dann der Seufzer leise, goldne Schlingen.«

»Nimm Wehmuth auch, und Händedruck und Lächeln,
Und Scherz und des Gefühls geweihte Blume,
Und leichten Zwist und freundliches Versöhnen.«

»Laß Liebeszauber leis' dazwischen tönen,
Und Dora wird dir wohl zum Eigenthume;
Wer zürnte noch, wenn Phöbus Lüfte fächeln!«

Sie.

Ach! Waffenrüstung seh' ich rings verbreitet,
Mich ganz umringt von feindlichen Geschossen,
Und Amor zieht mit seinen Kampfgenossen
Zum Kampf, auf Leben oder Tod bereitet!

Wer ist mit mir, der mich zum Kampf begleitet?
Kommt, Helfer ihr — Du, Schweigen, kalt, verdrossen,
Du Lächeln wieder, Muthwill, Spott, ergossen;
Du, kalter Dank! der Schmeicheln wohl verleidet.

Kommt, Ernst und Stolz, mit Euren Demantwaffen,
Ein Pförtchen auch zur Flucht ist schon erkoren,
Kurz Alles ist auch stattlich hier gerüstet!

Wenn nur mich nichts hier innen überlistet,
In meiner Burg sich selbst Niemand verschworen,
So könnt' ich wohl mir Rettung noch verschaffen.

Amor.

O laßt die Waffen, laßt die Kampfgesellen,
Die nur zum Scherz sich freundlich Euch gewiesen,
Laßt, statt die Köcher zürnend auszugießen,
Die Augen selbst in ihrer Macht sich stellen.

Die Herzen laßt in freyer Inbrunst schwellen,
Die Hände warm und inniger sich schließen,
Die goldnen Strahlen in einander schießen,
Die immer noch aus Edens Garten quellen!

Das Leben ist zu kurz zum langen Spiele,
Und wenn die Augen selig sich verstehen,
Und, menschlich wahr, das Wahre sich vertrauen:

Da sind die Herzen beyd' an ihrem Ziele,
Da ist es Zeit, Euch Hütten fromm zu bauen,
Um welche kühl die heil'gen Palmen wehen.

Fr. Kuhn.

Drusamonde und die drey Schwestern.

Zur Zeit als auf Deutschlands Kaiserthron Ludewig der Fromme saß, lebte am Rhein, zwischen der Selz und Heimbach, ein mächtiger Herzog, mit Nahmen Gotthardt, weitherrschend, von Bingen an bis nach Lothringens Grenze hin, der war ein kräftiger und tapferer Fürst, fromm und gut, ein Vater der Seinen, ein Schrecken der Feinde.

Seine Gemahlin, Ilse, hatte ihn früh verlassen. Als sie einging auf den Ruf des Ewigen zu den Freuden einer bessern Welt, da hinterließ sie ihrem Gotthardt drey Töchter von sehr zartem Alter: Irma, Elfride und Bertha, die waren alle drey lieblich wie die Engel, und des Vaters Freud' und Trost in seinem Wittwerstande. Denn so innig hatte der Herzog seine Ilse geliebt, daß, obgleich eine zweyte Verbindung ihm noch hätte den theuersten Wunsch erfüllen, und einen Sohn verschaffen können, er doch beschloß, keinem Weibe seine Hand wieder zu reichen, sondern seiner Ilse treu zu bleiben bis in den Tod.

Er übergab deßwegen in den Stunden, wo er die Kinder nicht um sich haben konnte, dieselben der Aufsicht einer geprüften Dienerin, mit Nahmen Mutter Anna, und da die

Kleinen noch sehr jung waren, als das Grab ihnen die rechte Mutter nahm, so geschah es, daß sie bald sich so an die alte Anna schlossen, als wäre sie ihnen durch Blut und Leben verwandt, und auch Anna hinwiederum liebte die Mädchen, wie eine Mutter eigene Kinder liebt.

Nahe der Burg, wo Herzog Gotthardt Hof hielt, streckt sich ein Felsenriff in die Fluthen des Rheins, kühn und schroff, den Schiffern gefährlich, die nicht bey Zeiten auf ihrer Huth sind, umrauscht von wunderbaren Tönen und Stimmen, wenn Nachts der Wind durch die den Felsen krönenden Gebüsche streicht. Hier sollte, nach uralter Sage, einst zur Römerzeit eine gallische Königstochter ihr freywillig Grab gefunden haben, in schrecklicher Verzweiflung ob der Treulosigkeit des Mannes ihres Herzens, eines jungen Römers, der mit Cäsars Schaaren in ihr Vaterland kam, und wie die Bewohner der Gegend behaupteten, sollte das gallische Mädchen noch immer in stillen Mondnächten über dem Spiegel der Gewässer, die einst ihre sterbliche Hülle verschlangen, mit leisen, klagenden Tönen, gleich einem Nebelstreife schweben, ja zuweilen sogar im Zwielicht, »wenn der Elfenreihn am Erlenbusch sich schlingt,« auf den nahen Wiesen bald als prächtige Dame, umwallt von Gold und Perlen, bald als Hirtin der Flur, im einfachen Gewande sich zeigen.

Diese Kunde von Drusamonde, der unglücklichen Königstochter, hatte aus grauer Vergangenheit her, sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, und der Umstand, daß Herzog Gotthardts hingeschiedene Gemahlin bey der Geburt ihrer Töchter jedesmal eine vertraute Dienerin an das Rheinufer schickte, daselbst ein zierliches Briefchen, wohlverwahrt

in silberner Kapsel, in die Fluthen zu versenken, gab den Schloß- und Gegendbewohnern Bestätigung derselben, um so mehr, da bey der Taufe der Herzogskinder stets eine allen unbekannte, prächtig gekleidete Dame mit großem Gefolge sich einfand, die von der Wöchnerin immer mit besonderer Zuvorkommenheit empfangen ward, sich jedoch nie lange verweilte, sondern, nachdem sie das Neugeborne besehen, und geringfügig beschenkt, eben so schnell wieder verschwand, als sie gekommen war.

Wie nun Frau Ilse, die Herzogin, todt, und ihre Töchterchen der Obhut Mutter Annens übergeben waren, da führte, um sie zu zerstreuen und ihnen Raum zu geben zu unschuldigen Spielen in Gottes freyer Natur, die sorgsame Wärterin die Kleinen öfter zu der Wiese am Fuße jenes Felsens, wo sie dann Kränze wanden, und Blumen in die vorüberziehenden Fluthen warfen, und so manchen Nachmittag und Abend sich die Zeit vertrieben.

Nun geschah es einmal, daß, als auch die drey Kinder wie gewöhnlich mit ihrer Aufseherin zum Felsen gegangen waren, eine Pilgerin vorüberzog, die in früheren Jahren mit Mutter Annen sehr gut bekannt gewesen, und wie nun die beyden Frauen sich wieder erkannten und begrüßten, so entspann sich unter ihnen, nach Art ihres Geschlechtes, ein weitläuftiges und lebhaftes Gespräch über vergangene Tage, vergangene Lust und Leid, das bald so angelegentlich wurde, daß Frau Anna ganz ihre sonst gewohnte Sorglichkeit vergaß, und mit der Fremden unter einen Baum sich setzend, die Kinder aus den Augen verlor.

Die spielten denn umher auf der blumigen Wiese, spran-

gen wie die Rehe dahin und dorthin, und kamen so gar bald auseinander.

Endlich, die Sonne neigte sich schon, da wollte es doch der Pilgerin bedünken, es sey Zeit aufzubrechen, und Mutter Annen fielen die Pflegebefohlenen ein.

Eilig erhob sie sich von ihrem Sitz, schaute um sich, und rief, so laut sie vermochte: »Irma! schön' Irma! komm' mein Kind!«

Aber Irma kam nicht, und antwortete auch nicht, denn weit, weit war sie weg; auf waldigen Höhen, von der Mosel umströmt, spielte das Kind im Abendroth mit vielen andern Kindern unter Büschen und Bäumen, ein lustiges, munteres Spiel.

Und wieder rief, da Irma nicht antwortete, Frau Anna: »Elfride! lieb' Elfride! komm' mein Kind!«

Aber auch Elfride antwortete nicht, denn gleich ihrer Schwester war auch sie fern von hier; dort wo der Aar die Alpen umkreist, da tanzte und sprang sie mit andern Kindern im Dämmerlicht, und jubelte laut, und klatschte vor Freude in die kleinen Händchen.

Und noch einmal erhob voll Angst Mutter Anna ihre Stimme und rief: »Bertha! gute Bertha! wo bist du, mein Kind?« Und wie sie dieß gerufen hatte, da tönte es vom Felsenriff her durch das Branden der Wogen: „Hier, Mutter Anna, hier!« Aber sehen ließ sich Bertha nicht; denn tief unter den Wassern saß sie in einem krystallenen Pallast, zu den Füßen eines hohen Weibes, und spielte mit bunten, in Irisfarben strahlenden Blumen und Steinen.

Jetzt ergriff Entsetzen und Angst die Wärterin; denn ver=

loren wähnte sie auf ewig die Kinder, und händeringend und das Haar raufend, rannte sie zur Herzogsburg, das Unglück zu verkünden.

Ehe sie aber dieselbe noch erreichte, da trat ein Hirtenmädchen unfern des Thores ihr entgegen, die hatte die Kinder an der Hand und sprach: »Seyd ruhig, Frau Anna, den Kleinen ist kein Leid geschehen; aber plaudert nicht mehr so gar emsig, und wenn Ihr wieder zur Wiese am Felsen geht, so laßt nur die Kinder hüpfen und springen; doch hüthet Euch, sie zu nahe dem Ufer kommen zu lassen, nicht immer bin ich da, und leicht könnte Eins zu Schaden kommen.«

Froh, ihre Pflegebefohlenen wieder zu haben, ließ Frau Anna sich das gesagt seyn, bedankte sich schön bey der Hirtin, und führte die Kinder aufs Schloß, wo Gotthardt schon ihrer harrte, um zum Lohne redlich verwalteter Tagsgeschäfte und Fürstenpflicht, am Anblicke liebender Kinder sich zu laben.

Seit der Zeit, daß dieß geschehen war, ging Mutter Anna nur selten mit den Kindern zur Wiese am Felsen, so sehr diese die Alte auch baten; denn gewaltig gefallen hatte es den Kleinen auf ihren Tummelplätzen an jenem Abend, und je größer sie wurden, je mehr wuchs in ihnen die Sehnsucht: einmal wieder so gücklich und froh zu seyn, als damals.

Indeß schien das Schicksal ihren Wunsch nicht erhören zu wollen; denn wenn es ihnen auch einmal durch vereintes Bitten gelang, Mutter Annen dahin zu bewegen, mit ihnen in jenes Felsenthal zu gehen, so war doch die gute Alte so ängstlich und besorgt, es möchte den guten Kindern etwas

begegnen, daß sie sie nicht aus den Augen ließ, und so vielfach auch die Schwestern nach der Dame umsahen, die ihnen damals erschienen war, und sie an die anmuthigen Orte, zu den vielen, hübschen Kindern und Blumen gebracht hatte, so kam diese doch nicht wieder, und zweifelnd am Ende in ihrem jugendlichen Sinn, daß das, was geschehen, wirklich geschehen, ward es ihnen bald, als sey alles eben nur ein freundlicher Traum gewesen, der sie umschwebt habe, als sie einst, ermüdet vom Spielen und Rennen, im hohen duftigen Grase eingeschlummert waren.

So wuchsen Herzog Gotthardts Töchter nach und nach heran, und dreyzehn Jahre zählte bereits Bertha, die Jüngste, als böse Nachbarn dem alten Herzog so lange zusetzten, daß er endlich genöthigt ward, das lange nicht gebrauchte Schlachtschwert von der Wand zu nehmen, und auszuziehen noch in alten Tagen in den Kampf zur Vertheidigung heiliger Rechte.

Nachdem er die Burg, die seinen besten Schatz, seine Kinder, umschloß, der Obhut eines tüchtigen Kriegsmannes, Robolaus mit Nahmen, übergeben, und mit schwerem Herzen sich den Armen seiner weinenden Töchter entrissen hatte, schwang er sich aufs Roß, und zog an der Spitze der Seinen hinaus — um nimmer wiederzukehren; denn hart getroffen von Feindes Speer, sank er dem Tod in den Arm, und Ilse war das letzte Wort seiner sterbenden Lippen.

Kaum aber vernahmen seine Lehnleute und Dienstmannen was geschehen, da gedachten sie, wie jetzt gute Zeit sey, im Trüben zu fischen, und vergessend Dankbarkeit und Pflicht, fingen sie an jeder so reichlich nur für sich zu sorgen, daß den armen, verwaisten Fräuleins fast nichts mehr blieb; denn da

mals war von Recht und Gesetz gar wenig die Rede, obschon das hochbelobte Mittelalter eben anfing.

Wer sich am meisten bey dieser Plünderung der Herzogstöchter auszeichnete, war aber niemand anders, als Robolaus; derselbe, dem der edelherzige Gotthardt die Obhut seiner Kinder anvertraut hatte, gläubig meinend, es werde der Mann, den er aus dem Staube der Niedrigkeit emporgehoben, und zu Ehren und Reichthümern gebracht, auch der treueste Schützer der Seinigen seyn. Dem war aber leider nicht so, wie der Erfolg wies, und Robolaus schlimmer denn die Andern.

Unter dem Vorwande: die Hinterlassenen seines Herrn gehörig beschirmen zu müssen, kerkerte er die drey Fräuleins auf der Burg ein, ließ Niemand in ihre Nähe, und schaltete und waltete nun so arg und streng, daß männiglich sich darüber entsetzte, und fortzog, wer nur fortziehen konnte; denn Robolaus war ein roher Gesell, sonder Gefühl und Mitleid, dazu geitzig wie ein Drache, groß und unschlachtig, alt und häßlich; aber ein tapferer Degen in der Schlacht, das mußte man ihm lassen.

Da saßen nun die drey Schwestern, Irma, Elfride und Bertha, im engen Gemach auf hoher Warte, Tag für Tag, und spannen, weinten und gähnten, von der Morgenröthe bis zum Abenddunkel, und seufzten und schliefen, wie's eben kam, vom Abend wieder zum Morgen, durch Wochen und Monate hindurch, daß Jahre daraus wurden, und alle zusammt zu wunderlieblichen Jungfrauen erwuchsen, schön von Gesicht, und sanft und fromm von Gemüth. Und Mutter Anna, die alte, treue Pflegerin, war in dieser Zeit ihr einziger irdischer Trost und Stab; ihre Mährchen und Legenden beflügelten die

Stunden, ihre Hand trocknete ihre Thränen, und wenn Robolaus wildes Gefluche im Schloßhofe umher die Schüchternen erschreckte, dann tröstete die gute Anna mit frommen Sprüchen die Mädchen.

Oft schon hatten sie ihren harten Dränger mit sanften Worten angelegen, ihnen doch zu erlauben, zu der Wiese am Felsen hinab gehen zu dürfen; denn immer noch zog aus früher Jugendzeit die traumähnliche Erinnerung jenes schönen Abends, wie mit Zaubertönen, sie an; aber fürchtend, die theuren Pfänder seiner Ehre und Goldsucht möchten ihm entwischen, gestattete Robolaus dieß Gesuch nur in seiner Begleitung, und die war denn freylich hinreichend, jeden etwaigen Zauber zu vernichten.

Da blieb ihnen denn nichts übrig, als mit der Fernsicht auf jene geliebte Aue sich zu ergötzen, und im Gespräch die süßen Erinnerungen zu beleben, die von dorther ihnen einst kamen.

Solches hatten sie nun auch eines Tages gethan in reichlichem Maße, und wie nun der Abend sich nahte, und Flur und Hain im schwindenden Abendsonnengold lagen, da wollte es der Jüngsten der Schwestern bedünken, als gewahre sie auf jener Felsenwiese die Hirtin, welche einst sie und ihre Geschwister Mutter Annen wieder zugeführt hatte, und wie sie noch so stand, und Irma und Elfride mit, und nach der Erscheinung hinstarrten, da sahen sie, wie die Hirtin ihnen freundlich zuwinkte, und ein Veilchen abbrach, das sie dann in die Lüfte warf, worauf sogleich ein Vogel geflogen kam, der die Blume mit seinem Schnabel auffing, und sie den erstaunten Mädchen ans Fenster brachte, die nun alle darnach griffen,

und fast sich darum ein bischen gezankt hätten, welche von ihnen das seltsam überreichte Geschenk bekommen sollte, hätte nicht das Vögelchen mit heller Kehle den Nahmen »Bertha« gesungen.

Da nahm denn Bertha das Veilchen, und drückte es unter heißen Küssen an ihre Brust, und das bescheidene Blümchen ward da zum leuchtenden Stern, dessen goldene Spitzen wie sanftes Mondlicht strahlten.

Wie nun die Mädchen, in Staunen und Wundern vertieft, die kostbare Gabe betrachteten, siehe, da pickte das vorige Vögelchen aufs neue ans Fenster, und einen Binsenstengel im Schnäbelchen tragend, sang es: »Elfride!« und ließ seine Last fallen, die alsbald in der Genannten Hand zum goldenen Scepter sich wandelte.

Draußen aber sahen die Schwestern, als sie dem gefiederten Bothen nachblickten, wie auf den dunkler und dunkler werdenden Wogen des königlichen Stroms eine weiße Frauengestalt sich wiegte, leicht und luftig, wie Nebelstreifen im Mondenlicht. Die winkte ihnen freundlich zu, wie früher die Hirtin auf der Aue, und noch einmal kam das Vöglein geflogen, sang hell und vernehmlich: »Irma!« und ließ eine Wasserlilie fallen, die sich, wie von selbst, durch Irma's dunkle Locken schlang, und zum glänzenden Diadem ward.

Alle drey hoben aber die Geschenke, die ihnen Drusamonde sandte, wohl auf, und fragte auch Nobolaus, der ihnen, habgierig wie er war, gern alles nahm, was sie etwa an Schmuck oder Goldeswerth besaßen, nicht darnach; denn nur wenn sie die Spenden ihrer geheimnißvollen Freundin im Haar, in der Hand, oder am Busen trugen, leuchteten und

blitzten sie wie Demant und Rubinen; sonst hielt jedermann sie für schlichte Wasser- und Wiesenblumen.

So war wieder eine Zeit vergangen, da fiel es Robolaus ein, der unterdeß, Kraft seines guten Schwertes und mannichfacher Ränke, immer reicher und größer geworden an Land und Leuten, es dürfe nicht übel gethan seyn, wenn er sich in seinen alten Tagen ein ehelich Gemahl zulege, und weil nun, wie gemeldet, die Herzogskinder gar schön waren und lieblich, so dachte der alte Isegrimm: »was sollst du suchen in der Ferne, was du hast in der Nähe,« und kündigte den Schwestern an, wie er gesonnen sey, Eine von ihnen zu beglücken; die Andern aber alsdann — der Kostenersparniß wegen — in's Kloster müßten, alles binnen hier und dem nächsten Mondwechsel.

Ach, da gab es viel Thränen und Jammer im einsamen Thurmgemach; denn schrecklich, wie das Grab, war den muntern Mädchen das Kloster, doch schrecklicher noch, wie dieses, der Gedanke an Robolaus und sein Begehr, und händeringend und seufzend ob dem schweren, sie bedrohenden Geschick, wiesen die Armen Mutter Annens gutgemeinte Tröstungen zurück, und härmten und quälten sich schier so sehr, daß sie zusammenfielen vor sichtlichen Augen, und bleich wurden gleich Marmorbildern.

Da half indeß alles nichts; Robolaus war nicht der Mann, der sich sonderlich um abgehärmte Gesichter kümmerte, und das Seufzen betrübter Schönen rührte ihn so wenig, wie Zephyrs Hauch eine alte Eiche. Vertieft in seinen Plan, durch

Verbindung mit einer der Herzogstöchter — gleich viel welcher — sich auf immer den Besitz des Ansichgerissenen zu sichern, machte er Anstalt zur Hochzeitfeyer, und setzte dabey sein sonst beliebtes Spar-Princip so weit aus den Augen, daß wirklich männiglich darüber sich verwunderte, am meisten der Burgkoch sammt dem Kellner, die Beyde bisher großen Mangel an Beschäftigung gehabt hatten, eben jenes Spar-Princips wegen.

Jetzt war Alles vorbereitet, die Gäste geladen, der Tag bestimmt, und der Schwestern Noth am höchsten; denn ungestüm begehrte der widerliche Freyer zu wissen, welche der Drey so glücklich seyn wolle, ihn in's Brautgemach zu begleiten — er hatte dieß nähmlich, als eine Kleinigkeit, den Schwestern überlassen, unter sich auszumachen — und schon der nächste Morgen sollte, nach seinem strengen Befehle, der entscheidende seyn. Da war denn natürlich des Klagens im Thurmgemach viel, und je ärger im Schlosse von räumenden Dienern, kommenden Fremden, plaudernden Mädchen u. s. w. rumort wurde, alles auf das morgende Fest los, je mehr weinten und seufzten die Schönen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Unter denen, die gekommen waren, des Festes Herrlichkeit zu schauen, befand sich aber auch eine alte Böhmin, wohl erfahren, wie sie vorgab, in geheimen Künsten, die kroch denn, nach Art von ihres Gleichen im ganzen Schlosse umher, spionirte nach Allem, beplauderte Alles, sagte wahr, wen sie habhaft werden konnte.

So kam sie auch an das wohlverschlossene Gemach, wo Herzog Gotthardts Töchter seufzten, und wie diese vernahmen, wer da draußen umher wackele, da wandelte ihnen große Begier an, die Alte zu consultiren, und sie beklagten nichts mehr, als daß sie selbe nicht einzulassen vermochten; denn stets trug Robolaus den Schlüssel zu ihrer Thür bey sich, auf daß ja niemand seinen gefangenen Täubchen wider seinen Willen sich nahe.

Es hatte die Alte aber kaum vernommen, was die Mädchen da drin bedauerten, da legte sie die welken Lippen ans Schlüsselloch, und wisperte leise, leise:

» Der Binsenschaft
Hat Wunderkraft!
Elfridchen, mein Kind,
Versuch's nur geschwind!
An's Schloß ihn halt,
Sprengt's schnell und bald! «

Hoch auf horchten die Mädchen, und Mutter Anna mit; denn daß solch köstliche Eigenschaft Elfridens Binsenstengel haben sollte, kam ihnen doch fast unglaublich vor, und erst als die Alte ihren Versicherungsspruch noch einmal wiederhohlt, thaten sie, wie diese rieth, und siehe, sogleich sprang Schloß und Riegel zurück, und ein freudiger Hoffnungsstrahl fiel mit dieser Entdeckung in die Seelen der Schwestern.

Was die alte Böhmin den horchenden Schönen alles sagte und verkündete, wie ihr beredter Mund den Muth der armen Kinder gewaltig erhob, dieß sey hier nur beyläufig erwähnt, so

wie, daß Robolaus, der unliebliche Freyer, als er am folgenden Morgen kam, den Ausspruch der Schwestern sich zu hohlen, die Thür zwar wohl verschlossen, wie immer, das Gemach aber leer fand; ein Ereigniß, welches den Liebenswürdigen und gar nicht Geduldigen zu solchen Ausschweifungen des Zornes brachte, daß Alles, Gäste, Hausgenossen und Gesinde, in eiliger Flucht das Schloß räumte, glaubend, Satanas mit all seinen Legionen habe Platz genommen in Ritter Robolaus unschlachtigem Körper.

Leicht geschürzt, frohen Muthes ihrem Käfig entflohen zu seyn, dabey aber immer noch ängstlich sich umblickend bey jedem unverhofften Geräusch, wanderten indeß die Schwestern, begleitet von Mutter Annen, so rüstig zu, als sie vermochten, und jede ihr Geschenk wohl verwahrt in der Hand tragend, kamen sie bald in ein Walddickicht hinein, dessen Unzugänglichkeit ihnen zwar Schutz für Verfolger, aber auch die Aussicht eröffnete, hier vielleicht, fern von menschlicher Hülfe, verschmachten zu müssen.

Tiefer und tiefer sank bereits die Sonne, und länger und dunkler wurden die Schatten, und immer noch irrten die Flüchtigen in der Wildniß umher, und nirgends wollte sich weder ein Ausweg noch eine Menschenwohnung finden; da begab es sich, daß endlich, als schon Nacht die Erde deckte, und wie unheimliche Geisterstimmen der Wind durch die Baumeswipfel strich, ein fernes Flämmchen ihnen in die Augen fiel, welches, je näher sie kamen, sich vergrößerte, und endlich als ein aufflackerndes Feuer sich zeigte, angezündet vor

einer Felsenhöhle, und umsessen von vier Gestalten, die seltsam genug waren, um auch dem Beherztesten einen Schauer einzujagen.

Am Eingange der Höhle saß nähmlich ein Weib, schön und stolz von Ansehen, obschon nicht mehr jung; die war angethan mit prächtigen und schimmernden Gewändern, wie eine Fürstin; aber seltsam, obschon sie diesen Putz öfters mit großer Freude im Blicke betrachtete, so schien er ihr doch viel Unbehaglichkeit zu verursachen, und überhaupt so steif und schwerfällig zu seyn, als wär' der Stoff dazu gleich dem Sitze der Frau, von Stein. Verwunderlicher aber noch wie die Frau, waren die drey Gestalten, welche zu ihrer Seite das Feuer umhockten, und von Zeit zu Zeit mit langen Stäben darin schürten und wühlten, daß es in knisternden Funken aufstob.

Von menschlicher Gestalt hatten diese drey Wesen gerade nur so viel empfangen, um sie nicht für alte, abgestutzte Eisenknorren zu halten; und obschon sie demnach gar nichts weniger wie liebenswürdig aussahen, so schien doch ihre Mutter, jene seltsame Dame nähmlich, mit großer Theilnahme sie zu betrachten, gleich als wären es die lieblichsten Jünglinge von der Welt.

Wie nun die drey Unholde auf einmal wieder die Flamme so recht anfachten, daß sie leuchtend durch das Waldesdunkel blitzte, da gewahrte die Frau auf dem Steinsitz die gar nicht weit von ihnen, halb hinter Bäumen sich verbergenden und lauschenden Mädchen; und ihren Söhnen einen Wink gebend, sprangen diese Augenblicks auf, und purzelten den Schönen entgegen, die bebend vor Furcht, die Kraft nicht hatten, den

auf sie zukugelnden Ungethümen zu entfliehen. Zum Feuer führten aber, mit nach ihrer Art ganz sittigen Geberden, die Schlechtgewachsenen die erschrockenen Schwestern, und sie nöthigend Platz zu nehmen, begannen sie mit einem solchen Eifer und so vieler Galanterie die holden Fremden zu bedienen, daß diesen bald alle Furcht schwand, und willig Frau Martinsana's und ihrer Söhne: Roger, Raimund und Ringolfs Einladung annahmen, in ihrem Felsenschlosse, dessen wenig versprechender Haupteingang die gemeldete Höhle war, es sich heut Nacht gefallen zu lassen.

Wer schildert aber das Erstaunen der Mädchen, als am nächsten Morgen beym Erwachen alles rund um sie her, sich auf's anmuthigste und behaglichste verändert hatte. Statt der Felsengemächer, plump in Stein ausgehauen, worin ihnen am Abend vorher Frau Martinsana die Schlafstellen angewiesen, sahen sie jetzt zierliche, mit reichen Teppichen behangene Closetts. Gold, Purpur und Seide rauschte und blitzte ihnen überall entgegen, und zierliche Zofen standen bereit, sie zu bedienen. Kaum trauten die Mädchen ihren eigenen Augen; noch angenehmer wurden sie aber überrascht, als bald darauf Dame Martinsana, gefolgt von drey Jünglingen, schön wie der Morgen, und schlank wie Tannen, bey ihnen eintrat, und nun, nach kurzer Wechselrede über Befinden u. s. w., folgender Maßen sich gegen sie vernehmen ließ:

„Zur Zeit, als noch die römischen Paniere in diesen Gegenden herrschten, lebte mein Vater, ein großer Heerführer und Häuptling tapferer Stämme, hochgeehrt und angesehen, in einem Felsenschlosse dieses Waldes, frey, rauh und wild, nach Art seiner Landsleute; aber auch gut und bieder, wie sie.“

»Mir, seiner Tochter, war sein ganzes Herz zugewendet, mich für die Stürme des Lebens nach Kräften sicher zu stellen, sein hauptsächlichstes Augenmerk. Lange wählte er deßwegen unter den Jünglingen seines Volkes, um den besten und tapfersten zu finden, der einst mein Schutz und Schirm seyn sollte, und als er ihn gefunden, da legte er segnend meine Hand in die Roberts, des Starken, und ging bald darauf, beruhigt über mein zukünftiges Loos, ein in Walhalla's Heldensaal. Nicht lange währte jedoch mein Glück an Roberts Seite, drey Söhne hatte ich ihm geboren, da zog er fort in Kampf und Schlacht, und kehrte nicht wieder; sein Feind aber, der ihn erschlug, der schreckliche Krokoslav, ein Hunne und Zauberer, bemächtigte sich dieser ganzen Gegend, und mit wilder Lust seine Augen auf mich werfend, zwang er mich, seinen fürchterlichen Thron mit ihm zu theilen.«

„Wie aber nur Haß in meinem Busen gegen einen Wütherich wohnen konnte, der mich und die Meinen, nach Art seines Volkes, in unwürdiger Dienstschaft hielt, und dessen noch barbarisches Treiben mir täglich zum Graus wurde, so vermochte ich nicht lange das mir aufgebürdete Sclavenjoch zu tragen, und griff zu dem verzweifelten Entschluß, Krokoslav aus dem Wege zu räumen. Erfahren in der Kräuterkunde, ward es mir nicht schwer, ihm einst einen Trank zu bereiten, dessen Wirkungen jedes andere lebende Wesen würde unterlegen haben, nur Krokoslav, geschützt durch seine Zauberkünste, widerstand dem Gifte, und knirschend in wilder Wuth, fiel sein Zorn schrecklich auf mich und meine schuldlosen Söhne. »»Sey verdammt««, rief er, »»Elende, die ich verachte, durch Jahrhunderte mit deiner Brut in einsamen Felsenhöhlen zu

seufzen, und was dir das Liebste ist, werde deinen Blicken ein Abscheu!««

»Und wie er dieß sprach, berührte er mit seinem Stabe mich und meine Söhne, und wie getragen auf Sturmwindsflügeln, wurden wir hierher in diese Einöde versetzt, wo das Grauen uns umrauschte und das Schrecken, und meiner Kinder blühende Gestalten sah ich verschrumpfen zu scheußlichen Ungethümen; mich selbst aber umfing ein ehernes Gewand, das klemmt mich und preßt mich und brennt mich, wie glühender Stahl, und täglich, wenn der Morgen dämmert und wenn der Abend dunkelt, dann steigt des längst im Grabe modernden Krokoslavs drohende Gestalt vor mir auf, und weidet sich an meiner Qual und meinem Schmerz, und wird sich weiden noch so lange daran, bis Liebe einst meinen zu Ungeheuern verwandelten Söhnen ihre Myrthen reicht.«

»Jedesmal den Tag aber, wenn der Mond sich rundet zur glänzenden Scheibe, und im vollsten Lichte sich wieder zum Erstenmale zeigt, endet auf vier und zwanzig Stunden Krokoslavs schreckliche Macht über uns, und ich bin dann meiner Qual enthoben, meine Söhne ihrer Unform. Doch schnell verrinnt diese kurze Zeit, ach! und dann kehrt der Zauber wieder, um mit neuer Macht mich Unglückliche fort und fort zu quälen.«

Hier endete Martinsana, und die Schwestern, gerührt durch das Unglück der Armen, vielleicht auch durch das der drey Jünglinge, die sittig und hold vor ihnen standen, und nur verstohlen die großen Augen zu ihren reisenden Gästen empor zu heben wagten, versicherten der weinenden Mutter ihr ganzes Beyleid, und wie sie nichts mehr wünschten,

als daß recht bald die sanfte Lösung des garstigen Zaubers erfolgen möchte; eine Äußerung, die von den Jünglingen mit sichtbarer Zufriedenheit und so aufgenommen wurde, als hofften sie, Herzogs Gotthardts schöne Töchter würden, voll zartem Mitgefühle, willig das Ihrige dazu beytragen.

Sonder Zweifel würden die Schwestern, die an dem Tage, wo Krokoslavs Zauber keine Macht über Martinsana und ihre Söhne hatte, sich recht wohl in dem Waldschlosse gefielen, aus reinem Mitleid — das ihrem Herzen Ehre machte — auch nach demselben noch länger hier verweilt haben, hätte die Dame vom Hause nicht selbst sie ersucht, sie zu verlassen; denn besorgt für das Wohl ihrer schönen Gäste, fürchtete sie, daß Robolaus nachsetzende Söldlinge den Aufenthalt der Herzogstöchter entdecken möchten, was um so leichter war, da diese Gegend noch zu seinem Bereich gehörte; und so sehen wir denn am nächsten Morgen, nachdem die Verwandlung der unglücklichen Schloßbewohner wieder vor sich gegangen, die drey Damen sammt Mutter Annen neuerdings auf dem Wege. Wohin? das wußten die guten Kinder so eigentlich selbst nicht. Sie überließen dieß dem Himmel, und pilgerten fort und fort, viele Tage und Wochen lang, bis sie endlich, matt und erschöpft, an die Küste kamen, wo das Meer seine Wellen bricht, und der Schiffer die Segel spannt.

Um sicherer zu seyn, hatten sie die zarten Glieder in schlechte Knechtstracht gehüllt, und Gesicht und Hände gebräunt, also, daß männiglich, dem sie auf dem weiten Wege

begegneten, glaubte, sie wären arme Bauerknaben, die mit ihrer alten Mutter so fern hinzögen, um einen reichen Vetter in entlegenen Landen heimzusuchen.

Weil nun aber eben, als sie dem Strande sich näherten, der Abend einbrach, und fern über die grollenden Wogen her ein wildes Unwetter zog, so sahen sich die Reisenden um ein wirthlich Dach um, und gar angenehm war es ihnen, unfern auf einem Vorgebirge, eine Burg zu erblicken, deren spitze Zinnen drohend in die Fluthen hinabschauten.

Es herrschte aber in diesen Mauern, zum Schrecken der Gegend, Vitoslav, ein garstiger Riese, von roh unschlachtigem Ansehen, und noch roheren Sitten. Derselbe trieb Seeräuberey, schwarze Kunst, und allerley andere Unbill; war dabey aber dennoch ein großer Freund des Schönen, und Kraft dieser Eigenschaft der gefährlichste Feind aller hübschen Weiber und Mädchen.

Wo Vitoslav hinkam — und der Unhold flankirte oft weit umher — da bemächtigte er sich der holden Kinder, so viel er nur vermochte, und sie auf seine Burg führend, sperrte er sie daselbst ein, nicht achtend ihre Thränen und Seufzer — denn Vitoslav war ungemein häßlich, und das Weinen und Klagen der armen Kinder daher nicht zu verübeln — und verhöhnend die Drohungen und Qualen erzürnter Liebhaber und Männer, die, wie man sich leicht denken kann, den nimmersatten Schönheitsfreund ganz grimmig haßten.

Es läßt sich denken, daß bey so bewandten Umständen die Ankunft der drey feinen Täubchen, wie Gotthardts Töchter waren, dem gerade auf der Lauer stehenden Burgherrn ein sehr erwünschtes Ereigniß seyn mußte. Schon von weitem

sie heranpilgern sehend, hatte er, ein Kenner, sogleich, troß der unscheinbaren Verhüllung, die Kommenden als das, was sie waren, erkannt; und sein böses Trachten unter scheinheiliger Freundlichkeit versteckend, nahm er die Schwestern sammt ihrer alten Begleiterin — die ihm übrigens als eine sehr überflüßige Zugabe erschien — mit einer Zuvorkommenheit auf, die den guten Mädchen höchlich zusagte; denn gewaltig müde waren sie, und hungrig dazu, alles von dem weiten Wege.

Zu weitläuftig würde es seyn, wollten wir hier alle die Ränke und Kniffe aufzählen, die Vitoslav in den ersten Tagen anwendete, sich die Gunst seiner drey schönen Gäste zu erwerben. Feste, Geschenke, süße Worte — der Unschlachtige konnte, wenn's Noth that, auch den Galanten, nach seiner Art machen — wechselten mit einander. Da indeß dieß Alles nichts fruchten wollte, so zog der Ungeduldige andere Saiten auf, ließ die ihm schlechtstehende Maske des girrenden Schäfers fallen, und zeigte sich in seiner wahren, unlieblichen Gestalt.

Ach, wie jammerten da die armen Mädchen, und rangen die schönen Hände, als sie auf Vitoslavs Befehl, zu den übrigen Damen des Schlosses gesperrt wurden, die gleiche Fühllosigkeit gegen den Hausherrn gezeigt, und nun für dieß Vergehen, bey magerer Kost und langweiliger Arbeit, unter der strengen Aufsicht einer Ungestalt büßten, die, ein würdiger Diener ihres Herrn, noch tausendmal widerlicher war, wie dieser.

Einen Stein hätte es erbarmen mögen, wenn man die Leiden dieser holden Schaar betrachtete, die hier, in einem

großen, unterirdischen Gewölbe verschlossen, seufzte. Wohl an zweyhundert Weiber und Mädchen, alle schön wie die Engel, saßen da: die Einen beschäftigt, einen Scheffel Linsen zu zählen, die Andern Mohnkörner nach den Farben zu sortiren, wieder Andere Spinnengewebe abzuhaspeln, noch Andere schadhaft gewordene Mückenflügel damit auszubessern, und was dergleichen angenehme Arbeiten mehr sind. Was aber das Abscheulichste noch war, so gestattete Muffulufsky — so hieß nähmlich das Ungethüm von Aufseher — den Armen nicht einmal, bey diesen schrecklichen Zeitvertreiben mit einander zu plaudern.

Kann man die Grausamkeit wohl weiter treiben?

Indeß nur Geduld, die Nemesis schläft nicht, und Muffulufsky sammt seinem saubern Herrn werden ihrem Geschick nicht entgehen.

Der geneigte Leser wird sich sonder Zweifel noch der Geschenke erinnern, welche Drusamonde einst den Schwestern machte. Obschon nun dieselben während der Zeit ihrer Reise von den Mädchen ganz vergessen worden waren — vermuthlich aus Zerstreuung, die das Reisen leicht mitbringt — so hatten sie sie doch nicht verloren, und das war sehr gut; denn bald sollten sie sehen, welchen Schatz sie an ihnen besaßen.

Als nähmlich einstmals, da die Arbeit den guten Kindern doch gar zu langweilig wurde, Irma zum Zeitvertreibe verstohlen ihre Wasserlilie hervorhohlte, und selbe so recht sehnsüchtig betrachtete, und dabey ihr Schicksal beklagte, das sie jetzt zwang, Linsen zu zählen und Mückenflügel zu flicken, siehe, da sprang aus dem Kelch der Lilie eine ganze Schaar kleiner Genien, so klein, so klein, wie die Ameisen; die machten sich

alsbald über die Arbeit her, die Muffulufsky für diesen Tag den Schwestern aufgegeben hatte, und in weniger als einer Viertelstunde war Alles von ihnen vollendet, so sauber und fein, so richtig und nett, daß auch der eigensinnigste Eigensinn nichts daran aussetzen konnte.

Das war einmal eine Freude, und sie vergrößerte sich noch, als die fleißigen und galanten, kleinen Wesen in kurzer Zeit auch die Arbeit der andern Damen machten, mir nichts, dir nichts, als wär' das Alles nur Spaß.

Ach! seufzte jetzt der ganze lustige Haufe, wer doch nun ein wenig aus diesem verwünschten Gewölbe hinaus ins Freye kommen, und sich ergehen könnte!

Da fiel plötzlich Elfriden ihr Binsenstengel ein. Das gute Mädchen hatte bisher gar nicht mehr daran gedacht, welchen ersprießlichen Dienst er ihr und ihren Schwestern schon einmal geleistet. Aber jetzt zog sie ihn hervor, hielt ihn ans Schloß, und siehe, es gelang. Tönend flogen die Pforten auf, und heraus stürzte in buntem Gedränge die ganze Schaar der schönen Gefangenen.

Ein Glück war's, daß Muffulufsky sowohl, wie sein Herr, gerade Mittagsruhe hielten, die immer regelmäßig vier Stunden dauerte, sonst möchte den armen Dingern ihre Freude, einmal in freyer Luft nach Herzenslust herumlaufen und plaudern zu können, schlecht bekommen seyn.

So aber ging Alles gut. Eh' noch die Stunde nahte, in welcher Vitoslav mit seinem Diener zu kommen und nachzusehen pflegte, ob die aufgegebenen Arbeiten vollendet wären, saßen Alle schon wieder an ihren Plätzen, und haspelten und flickten, zählten und sortirten, daß es eine Art hatte.

Daß fortan, so oft sich's thun ließ, das einmal Geglückte wiederhohlt wurde, läßt sich denken, und vermuthlich würde es auch noch fernerhin damit recht gut gegangen seyn, hätte nicht der Zufall es gewollt, daß einst, als eben Alle zusamm, Kraft Irmas Arbeitbeseitigender Lilie, und Elfridens Thürenöffnender Binse, wieder im Freyen sich herumtummelten, ein böser Traum den alten Riesen Vitoslav zu früh geweckt, und dadurch das ganze Geheimniß verrathen worden war.

Da gab es denn einen entsetzlichen Lärm, und schlimmer wie je, hatten es von Stund' an die armen Kinder, die nun mit dem Verlust des Bißchens mühsam erhaschter Freyheit, auch den der kostbaren Geschenke Drusamondens beklagten, die der Barbar ihnen wegnahm, troz Bitten und Flehen. Nur Bertha hatte ihr bisher nicht zum Vorschein gebrachtes Veilchen gerettet, das sie jezt, da alle verzagten, als ihren einzigen Hort betrachtete.

Sie hatte nämlich gemerkt, daß dieß bescheidene Blümchen die herrliche Eigenschaft hatte, sich auf Verlangen in einen Vogel verwandeln zu können, und hierauf ihren Plan zur Rettung aus schimpflicher Gefangenschaft gebaut.

Ohne gegen ihre Schwestern oder sonst jemand sich etwas merken zu lassen, ließ sie daher eines Tages ihren kleinen geflügelten Bothen auf gut Glück gen Süden ziehen, ihm auftragend, zu Frau Martinsana zu eilen, und derselben das unter die Flügel gebundene Briefchen zu bringen.

Und wie sie gehofft, so geschah es. Das Vögelchen schwang sich singend in die Luft, und überbrachte nach raschem Fluge getreulich, was ihm anvertraut war.

Frau Martinsana aber hatte kaum vernommen, wo die Herzogstöchter schmachteten, und wie's ihnen ging, da theilte sie ihren Söhnen die Geschichte mit, und both sie auf, den Bedrängten zu Hülfe zu eilen; und Roger, Raimund und Ringolf ließen sich das nicht zweymal heißen, sondern erhoben sich alsbald, und zogen aus, die Schönen zu befreyen.

Zwar war ihnen bey diesem Ritterzuge ihre unförmliche Gestalt, die ihnen das Gehen sehr erschwerte, und das Reiten zur reinen Unmöglichkeit machte — Kutschen gab's damals noch nicht — ungemein hinderlich; indeß, standhafter Beharrlichkeit ist nichts unmöglich; und so geschah es denn, daß nach Verlauf von sechsmonathlicher, ungeheurer Anstrengung — die Armen mußten, um vorwärts zu kommen, mehr kugeln, als schreiten! — die seltsamen Reisenden in der Nähe von Vitoslavs Burg ankamen, wo sie sich in einen Wald verbargen, und Berthas ihnen fleißig entgegen fliegendem Vögelchen die Nachricht gaben, der nächste Tag des Vollmonds sollte der Tag der Rache für die Gekränkten seyn.

Ach, wie klopfte Bertha bey dieser Nachricht das Herz! wie gern hätte sie ihre Freude, ihre Hoffnung den Schwestern mitgetheilt! Aber klüglich bedenkend, daß der kleinste Verrath, die kleinste Unvorsichtigkeit alles verderben könnte, schwieg sie und harrte still der Stunde der Erlösung, sich begnügend, durch verstohlene Winke ihren Leidensgefährthinnen dann und wann Muth einzuflößen.

Endlich kam der Tag, an welchem Martinsana's Söhne, frey vom Zauber, sich als wahrhafte und kühne Ritter zeigen konnten, und an der Spitze eines Haufens grimmig erbitter-

ter Ehemänner und Liebhaber, denen allen Vitoslav, wie bereits gemeldet, einst ihre schönen Hälften schändlich stahl, und die sich nun mit unsern Rittern vereint hatten, griffen sie die Burg mit solch wildem Ungestüm an, daß gerade in dem Augenblicke, wo für die drey Jünglinge die unliebliche Verwandlung wieder vor sich ging, die Sieger über Vitoslavs und Muffulufsky's Leichen sich in das Schloß herein, und zu den Füßen der drey Schwestern kugelten, die über diesen Anblick denn doch, trotz aller Freude, sich erlöst zu sehen, nicht wenig erschracken.

Noch am selben Abend aber reichten Irma, Elfride und Bertha, hingerissen von Dankbarkeit, ihren ungestalteten Befreyern, mit vollen Herzen die schönen Hände, und kaum hatten die überglücklichen Hässels entzückt den ersten Kuß von Gotthardts lieblichen Töchtern erhalten, siehe, so fiel, wie eine garstige Vermummung, der gelöste Zauber von ihnen ab, und freudig überrascht sahen sich die erröthenden Schwestern in den Armen schlanker und lieblicher Jünglinge.

An der Spitze des ganzen Haufens der durch ihre Tapferkeit Befreyten und wieder Vereinten, zogen aber Roger, Raimund und Ringolf mit ihren jungen Weibern an den Rhein zurück, wo Frau Martinsana — gleichfalls nun erlöst — mit großer Freude sie empfing, und der jungen Ritter tapfere Schwerter den alten habsüchtigen Robolaus und seinen Anhang bald zwangen, Gotthardts Töchtern ihr rechtmäßig Erbe herauszugeben.

Von Drusamonden, der wohlthätigen Spenderin der wundersamen Geschenke, hörte und sah man aber seit dieser Zeit nichts mehr, und es steht daher zu vermuthen, daß ihr irrender Schatten die Ruhe fand, die er durch so lange Jahre entbehrte.

Friedrich Gleich.

An der Wiege eines Kindes.

Da liegt sie, eingehüllt,
Die hülflose Kleine!
Eine Blume an Schönheit,
Und an Bewußtlosigkeit, daß sie schön.
Ein leeres Blatt die Seele;
Die Sinne, Griffel ohne Führer;
Der Verstand, ein Schreiber, tief im Schlaf.
Kein Geist rief noch: es werde Licht!
Über der dunkeln Urnacht,
Und Mensch- und Thierheit streiten,
Wem sie gehört.

Sie lächelt. — Warum?
Sie weint. — Weßwegen?
O laßt sie weinen, lächeln ohne Grund;
Gebt diese Kunst ihr mit in's Leben!
Der beste Grund zum Frohsinn ist der Frohsinn,
Und mög' auch künftig, wenn sie weint,
Nie das Bewußtseyn sagen ihr: warum.

Wie rein die Stirn sich hebt,
Die Wangen strotzend leuchten,
Die Unterlippe, als zum Kuß geformt,
Ein Rosenblatt, sich schwellend hebt,
Vom Oberlippchen zierlich überrandet,
Und Wang' und Kinn mit ihren Grübchen
Zur strengen Schönheit fügen süßen Reitz.
Du bist schön, o Kleine,
Und wirst es mehr noch seyn, wenn nicht mehr klein.

Sey mir gegrüßt, Gesegnete der Götter!
Denn, wahrlich, Schönheit ist der Götter Segen!
So ausgeschieden seyn vom Niedern und Gemeinen,
Am Fuß der Himmelsleiter hingestellt,
Die von der Erde aufsteigt zu den Göttern,
Und einen ew'gen Mahner an der Seite,
Der leise ruft: Zerstör' mich nicht!
Das Schöne, es ist gut, und schön das Gute!

Und so wirst du auch gut seyn, gut wie schön,
Und klug, wie beydes, und verständig.
Des Vaters Aug in deiner klaren Stirn,
Es wird von Recht einst sprechen, wie in seiner;
Der Mutter Mund ob deinem weichen Kinn,
Es wird von Geist ertönen, wie bey ihr,
Und fester Sinn wird thronen in den Brauen.

Was lächelst du? als hättest du vernommen
Der allzuraschen Lippe weihend Lob;

Ich sage dir, die Güte, die dich schmückt,
Sie wird dir einst der Thränen mehr entpressen,
Als die Vergebung weinet und der Schmerz,
Und des Verstandes Fackel wird dir leuchten,
Da wo du wünschtest lieber blind zu seyn,
Und spotten werden dein die andern Blinden.

Doch immerhin! laß beyde strahlen,
Erwärmend und erleuchtend für und für!
Thu' dir genug, so thust du's auch der Welt;
Und so geh ruhig deinen stillen Pfad!
Und wenn du einst am Rande deiner Bahn,
Gebettet in der Schwachheit Schaukelwiege,
Und eingewickelt in des Alters Binden,
Zum zweytenmal ein Kind, stillathmend ruhst,
So gebe gnädig dir ein güt'ger Gott,
Daß auch du lächeln könnest, dann wie jetzt,
Dem Eintritt in ein noch verhülltes Leben!

Grillparzer.

Liebesbann.

O des Wahnsinns, der mich hintreibt zu der starrsinnigen Jungfrau!
Die, ach, schön ist, wie die Lenzzeit, aber unhold, wie der Nordwind,
Der daher fährt, wenn der Herbst weicht.

Was mit Sanftmuth ich sie flehn mag, was ich anstürme mit Unmuth,
Ach, sie rührt's nicht, sie bewegt's nicht, die so hart ist, und, o Jammer,
Unbeweglicher als ein Felsberg!

Und ergrimmt schwör' ich es oftmals, sie zu fliehn, nie sie zu schaun mehr,
Die so grausam mich gebannt hält in dem Lichtkreise der Anmuth,
Den die Zauberin um sich herstrahlt.

Doch umsonst ist's, und ich muß stets, wie in Zwiespalt sich das Herz stemmt,
Wie sie streng selber mich forttreibt, mir zum Trotz muß, mir zur Pein muß
Ich sie schaun stets, die ich fliehn will!

J. C. Bernard.

Der Spiegel der Erinnerung.

Weh'n der Trennung finstre Flügel
Um des Lebens Rosenflor,
Hält wohl ihren sanften Spiegel
Tröstend uns Erinn'rung vor;

Und wir sehn, was uns entschwunden,
Wunderbar darin verklärt;
Und die himmlisch schönen Stunden
Scheinen leis' zurückgekehrt.

Louise Brachmann.

Mann und Vogel.

An Belinden.

Noch lieb' ich dich,
Drum hüthe mich.
Dem Vöglein gleich, das, einmal fort,
Kehrt nimmer an denselben Ort,
Ist auch des Mannes Sinn bestellt,
Sucht stets, ob im Käfich kein Stänglein fehlt.

Und fehlt grad keins,
So bricht er eins.
Drum schau' nur täglich fleißig nach,
Ob keines von den Stänglein brach;
Hat sich einmal der Kopf befreyt,
Der Leib schlüpft ihm nach schier zur selben Zeit.

Deinhardstein.

Rache der Nymphe.

Wohl rief das Glöckchen hell und laut
Zur Messe Jung und Alt,
Und Alles kam, in Gott erbaut,
Dem Kirchlein zugewallt,
Und pries mit Dankgeberde
Gott Himmels und der Erde.

Doch lustig zog zu seinem Schloß
Der Stauffenberger aus,
Und trabt' und jagte hoch zu Roß
Nach Feld und Forst hinaus,
Daß Staub ihn dicht umflirrte,
Und Sporn und Bügel klirrte.

Und rasch und muthig will er hin,
Gebüsch und Feld entlang,
Bis nah' am Wald ein Weiher ihn
Mit Macht zu halten zwang,
Und plötzlich Lust und Bangen
Ihn wundersam durchdrangen.

Denn wie er hält, und sinnt und schaut,
Da tönt vom Wald hervor
So holder, süßer Liebeslaut,
Wie naher Engel Chor;
Je mehr er horcht dem Singen,
Je süßer hört er's klingen.

Da spornt er rasch den Rappen an,
Und lenkt sogleich waldein,
Und bricht durch Rohr und Busch sich Bahn
Zum Liedesquell hinein;
Da tönt es laut und lauter,
Da ruft es traut und trauter.

Und sieh! ein Mägdlein, wunderhold,
Wie er noch keines sah,
Die Augen blau, die Locken Gold,
Lag weich im Grase da;
Wie Mayenrosen glühte
Der Wangen frische Blüthe.

Ein silberschleiern Lichtgewand
Umfloß der Glieder Bau,
Und ihres Busens Füll' umwand
Ein Gürtel himmelblau.
Es schien ihr ganzes Wesen
Zur Liebe nur erlesen.

Als sie Herr Stauffenberg erblickt,
Durchwallt ihn heiße Gluth,
Und hochbegeistert, hochentzückt,
Faßt er sich Liebesmuth,
Springt rasch herab vom Pferde,
Und kniet vor ihr zur Erde.

Doch freundlich winkt die Nymphe nun
Zum Rasensitze hin,
Heißt ihn an ihrer Seite ruhn
Mit zärtlich holdem Sinn;
Auch reicht sie ihm ein Sträußchen
Von jungen Erlenreischen.

»Und willst du« — redet sie ihn an:
»Mein treuer Buhle seyn,
So soll kein Schicksal, soll kein Wahn
Hiernieden uns entzwein.
Doch fordr' ich heil'ge Treue,
Wenn ich mein Herz dir weihe.«

Sie spricht's, und hält mit sanftem Blick
Die weiche Hand ihm dar;
Da schlägt er ein zu süßem Glück
Auf immer immerdar:
»Und soll den Eid ich brechen,
So mag mein Tod dich rächen!«

Und selig, Mund an Mund gedrückt,
Lag er an ihrer Brust,
Wie über Erd' und Welt entrückt,
In süßer Minne Lust.
Kein Blättchen schien zu rauschen,
Und Strauch und Baum zu lauschen.

»Nicht ist's ein schmerzgeborner Leib,
Den nun dein Arm umfängt;
Kein Menschenkind, kein irdisch Weib,
Zu dem dein Herz sich drängt:
Erquickend, frisch und helle,
Bin ich ein Kind der Quelle.«

»Und willt du treu mein Eigen seyn,
In reiner Liebesgluth;
Sey jedes Glückes Gabe dein,
Und Füll' an Hab' und Gut;
Denn mächt'ger ist mein Walten,
Als selbst der Fürsten Schalten.«

Und einen Ring vom feinsten Gold
Mit lichtem Edelstein
Reicht sie zum Pfand ihm traut und hold,
Und sagt: »Auf ewig dein!«
Und wonnig glühen Beide
In süßer Liebesfreude.

Des Abends kehrte, hoch zu Roß,
    Herr Stauffenberg zurück,
Zurück auf seiner Ahnen Schloß,
    Und pries sein selt'nes Glück;
Doch barg er tief vor Allen,
Was mit ihm vorgefallen.

Und als er eintrat in den Saal,
    Da wundert er sich sehr;
Denn Goldgeschirre ohne Zahl
    Erglänzten um ihn her,
Und seltne Pracht entzückte
Ihn rings, wohin er blickte.

Die Sitze waren von Damast,
    Mit Gold auf Gold gestickt,
Mit Gold die Wände eingefaßt,
    Und Alles goldgeschmückt.
Doch niemand wollte sagen,
Was hier sich zugetragen.

Deß freute sich der Ritter hoch,
    Ihm war das Räthsel kund
Wohl hofft' er mehr und Größers noch,
    Doch hielt er reinen Mund;
Gab Tafel und Bankette
Mit Fürsten in die Wette.

Und Sonntags, wenn das Glöckchen laut
Zur Morgenmesse rief,
Und Jung und Alt, in Gott erbaut,
Hin nach dem Kirchlein lief;
Da jagte unser Freier
Hinaus zur Nymph' am Weiher.

Und selig, Mund an Mund gedrückt,
Lag er an ihrer Brust,
Wie über Erd' und Welt entrückt,
In süßer Minne Lust.
Kein Blättchen schien zu rauschen,
Und Halm und Baum zu lauschen.

Einst, als sich Beide so vergnügt,
Nahm sie mit zarter Hand,
Gar treulich ihm an's Haupt geschmiegt,
Ein Löckchen sich zum Pfand;
Er ließ es gern geschehen,
Wie konnt' er widerstehen?

Sie aber sprach mit feuchtem Blick:
»Gehab' dich wohl, mein Freund!
Bis uns zu neuem Minneglück
Der künft'ge Lenz vereint;
Bis Frost und Sturm entfliehen,
Und Wald und Anger blühen.«

Und tief gerührt umschlang sie ihn,
Und blickte himmelwärts,
Und manche Thräne quoll dahin,
Und hoch erpocht' ihr Herz:
„Leb wohl, leb wohl, mein Treuer!“
Sie sprach's, und trat zum Weiher.

Und wie, aus Nebeldunst gewebt,
Ein herbstlich Wolkenbild
In kalten, leeren Duft verschwebt
Am grauen Seegefild,
So schwand sie von der Stelle,
Gelöst in Luft und Welle.

Der Ritter aber zog nach Haus;
Und pries sein Glück, wie eh,
Er lebte fort in Saus und Braus
Bei Regen, Sturm und Schnee;
Denn was sein Herz begehret,
Ward reichlich ihm gewähret.

Doch, ach! das schwache Menschenherz,
Wie leicht ist's nicht gewandt!
Nicht wehrt ja Schmaus, noch Spiel, noch Scherz
Der Wünsche Unbestand. —
Den guten Ritter quälte:
Daß ihm ein Liebchen fehlte.

Vom Morgen, wenn das Glöckchen klang,
Bis spät zum Sternenschein,
War ihm so schwer um's Herz, so bang,
Sein Schloß so eng und klein,
Als müßt' er tausend Meilen
Durch Meer und Lüfte eilen.

Doch lang entbehrt kein reicher Mann. —
Kaum daß drei Mond' enteilt,
War auch der Ritter lobesan
Von seinem Gram geheilt:
Ein Fräulein, reichgeboren,
Ward bald zur Braut erkoren.

Sie war so hold, so tugendlich,
So rühmlich weitbekannt,
Daß ihr wohl Keine, Keine glich
Im ganzen Schwabenland.
Sie hatt' ihn kaum ersehen,
War's um ihr Herz geschehen.

Noch eh zum zweiten Fastnachtstanz
Sich Bursch und Dirne stahl,
Da schmückt auch schon der Myrthenkranz
Die Braut beim Hochzeitsmahl;
Und Sang und Jubel schallte,
Daß Thor und Erker hallte.

„Hoch lebe Bräutigam und Braut!«
    So jauchzte Groß und Klein.
Es schollen Pauk' und Hörnerlaut,
    Und Geigen und Schalmeyn,
Und nach der Fiedler Weise
Dreht' alles sich im Kreise.

Der Weine allerfeinste Wahl,
    Und Speisen, Tracht auf Tracht,
Verherrlichten das Freudenmahl
    Bis spät gen Mitternacht,
Bis endlich Mancher gähnte,
Und sich nach Ruhe sehnte.

Da ging's ins stille Brautgemach,
    Und ruhig ward's im Schloß;
Schon schlug es zwölf, und allgemach
    War Tanz- und Schmausgenoß,
Von Lust und Weine trunken,
In Schlafes Arm gesunken.

Und als ins stille Brautgemach
    Der frohe Ritter tritt,
Da rauscht es wie ein Felsenbach
    Ihm nach auf jeden Schritt.
Er hört's mit seltnem Grauen,
Und wagt nicht umzuschauen.

»Ist's so recht?« fragte Paul Gretchen. — »Es wird!« erwiederte sie, indem sie mit sinnigem Ernst in die wohlthätig aufgeregte Natur hinausblickte.

Das große, allmählig sich entfaltende, Schauspiel der bewegten Außenwelt brachte den kleinen Aufruhr in meinem Innern zum Stillstand. Als die erste Aufwallung vorüber war, lächelte ich selbst über die seltsame Unterbrechung, die meiner unvorsichtigen Zunge, gerade noch zur rechten Zeit, Schweigen auferlegt hatte. Meiner selbst wieder völlig mächtig, genoß ich ruhig des zwiefachen herrlichen Anblicks, der vor mir aufgethan war, und beobachtete mit wechselnder Theilnahme bald die prächtige Naturerscheinung außer uns, bald Gretchens liebliches Angesicht, woraus sie in gemildertem Lichte zurückstrahlte.

»Das thut doch nicht gut,« sagte Paul, sich noch einmahl zurückwendend; »es regnet gar zu toll! Das Wasser schlägt in die Kalesche. Ich will das Spritzleder herablassen, Herr!« — Er that es, eh' ich es mit Anstand hindern konnte. Es war, als ob mich Paul oder der Zufall necken, und meine Standhaftigkeit auf die Probe setzen wollte.

Die Kalesche war von allen Seiten geschlossen. Das schwache Licht, welches durch ein paar handgroße Fensterchen in den schmalen Raum des Wagens fiel, reichte eben hin, mir Gretchens Gestalt in einem magischen Helldunkel zu zeigen. Der Widerschein der Blitze erhöhte von Zeit zu Zeit den wunderbaren Reitz dieser Beleuchtung. Wir saßen so enge, daß ich nicht die geringste Bewegung machen konnte, ohne ihren Arm, ihren Fuß, die schwellende Fülle ihres jugendlichen Wuchses zu berühren. Ich glaubte, sie athmen zu hören;

die Luft, die ich einsog, schien von dem Hauche ihres Mundes durchwürzt. Es war, als säh' ich Funken zwischen uns hin und her gehen, den elektrischen Entladungen ähnlich, welche außerhalb unserer kleinen Welt die Atmosphäre erschütterten. — —

»Ich will,« sagte ich, nach einem ziemlich langen Kampfe, zu mir selbst, »ich will dieser reitzenden Versuchung nicht unterliegen!« — und indem ich mich in meinem Winkel zusammen schmiegte, schloß ich die Augen, mit dem festen Vorsatze, sie nicht eher wieder zu öffnen, bis sich das Wetter in und außer mir völlig abgekühlt hätte, und ich mich ganz so ruhig fühlte, als in dem Augenblicke, wo Paul das verwünschte Spritzleder herabgelassen hatte.

— »Das thaten Sie wirklich, Herr Samuel Brink?« — »Mit Ihrer Erlaubniß, lieber Leser! ja, das that ich; und wenn Sie in meinen Fall kommen sollten, so rathe ich Ihnen, dasselbe zu thun. Es ist ein einfaches Mittel und hilft gewiß, wenn es Ihr Ernst ist, es zu rechter Zeit anzuwenden.« — »Und was that Gretchen während der angenehmen Unterhaltung, die sie ihr in der verschlossenen Kalesche machten?« — Vermuthlich das nähmliche, wiewohl aus einer anderen Ursache. Denn als Paul, bey unserer Ankunft auf der Station, die Kalesche aufmachte, fand ich sie, in ihre Wagenecke gelehnt, so sanft schlafend, als das liebe Kind, seitdem sie aus der Wiege kam, nur jemahls geschlafen haben konnte.

6.

Wer auf einer schlüpferigen Bahn sich einige Mahl glücklich aufrecht erhalten, und an einer besonders gefährlichen

Stelle die Besonnenheit nicht verloren hat, setzt endlich seinen Weg mit Zuversicht und sogar behender fort, als wenn er sich auf einem ganz ebenen, sicheren Boden befände. Der Rest unserer Reise ging schnell und ruhig von Statten, ohne solche kleine Unfälle und Fährlichkeiten, als ich bisher zu berichten hatte. Es war beynahe Nacht, da wir bey meinem Hause in der Stadt ankamen. Ich hatte bey mir selbst überlegt, daß es wohl schicklicher seyn würde, Gretchen in einem benachbarten Gasthause unterzubringen, als sie in meine Junggesellenwirthschaft aufzunehmen. Gretchen selbst erwartete nichts anderes; denn als wir ausgestiegen waren, dankte sie mir sehr herzlich für die Güte, sie bis hierher geführt zu haben, und bath Paul, ihr den kleinen Bündel zu geben, den er in Verwahrung genommen, ihren Koffer wolle sie morgen früh abholen lassen.

»Die Mamsell,« sagte Paul, »wird doch nicht in eitler Nacht herumwandern sollen, um eine Schlafstelle in der großen fremden Stadt zu suchen? Da ist ja das ledige Bett in Jungfer Brigittens Zimmer, worin sie die Nacht recht gut zubringen kann.« — »Paul hat Recht,« unterbrach ich Gretchen, die etwas erwiedern wollte; »ich dachte nicht gleich daran. Sie dürfen den Vorschlag nicht ablehnen, Gretchen; die Anständigkeit selbst könnte gegen eine Schlafstelle in dem Zimmer meiner alten Haushälterin nichts einzuwenden haben.« — »Aber,« meinte Gretchen — »Keine weiteren Umstände, Kind!« sagte ich, und faßte ihre Hand, um sie die Treppe hinaufzuführen: »morgen früh wollen wir dann sehen, wo Sie etwa sonst wohnen können, wenn es Ihnen in dem Hause eines ehrbaren alten Junggesellen nicht länger gefällt.«

Jungfer Brigitte machte große Augen, als ich mit Gretchen in die Wohnung trat. »Ich bringe Ihr Gesellschaft, Brigitte,« sagte ich: »Mamsel Berger wird heute Nacht in Ihrem Zimmer schlafen; sorge Sie für ein reines Bett und eine freundliche Aufnahme.« — Die Alte schielte das holde Mädchen von der Seite an, mit einer Miene, die wenigstens die letztere nicht versprach: aber Gretchen schloß sich mit einer so gemüthlichen Unbefangenheit an die mürrische Hausregentin an, daß sich die Wolken auf der runzeligen Stirn nach und nach verzogen. Meine Einladung zum Nachtessen lehnte Gretchen bescheiden ab, weil sie mit Jungfer Brigitten auf ihrer Kammer zu bleiben wünschte. Die Frauenzimmer verließen mich, bald auch mein alter Paul, der noch eine Menge Dinge für unsre schöne Hausgenossin zu besorgen hatte.

So hatt' ich denn, beynah' ohne mein Zuthun, das liebenswürdige Geschöpf unter meinem Dache, mit dem ich seit zwey Tagen so lebhaft beschäftigt war! Die Vorstellung hatte etwas überaus Anmuthiges für mich, ungeachtet des kleinen Beysatzes von Schwermuth, der sie begleitete. »Morgen,« sagt' ich still zu mir selbst, »morgen geht sie hin, sich ihrer künftigen Herrschaft zu zeigen. Man wird sie annehmen; wer thät' es nicht mit Freuden? — Gut, dann ist alles vorbey, — die Erinnerung ausgenommen, die, wie angenehm sie auch ist, mich hoffentlich nicht im Schlafe stören wird.« —

Am andern Morgen erzählte Paul, als er mir das Frühstück brachte, daß Mamsell Gretchen schon ausgegangen sey, ihren Besuch bey Frau v. Reichard zu machen. Es verdroß mich fast, daß sie weggegangen war, ohne mir zuvor »guten Morgen« zu sagen: aber ich besann mich, daß dies jetzt ohne=

hin aufhören müßte. — Paul störte hier und da in meinem Zimmer herum und konnte nicht fortkommen. Das ist seine Art so, wenn er etwas auf dem Herzen hat.

»Es ist doch Schade,« fing er endlich an, »daß so ein liebes, gutes Mädchen bey wild fremden Leuten dienen soll.« — »Man dient meist bey fremden Leuten,« sagte ich; »es ist ein anständiges Haus, und ein ziemlich leichter Dienst, wie ich von Gretchen selbst weiß; sie wird mehr zur Gesellschaft einer schon erwachsenen Tochter, als zur Bedienung, in dem Hause seyn.« — »Wer weiß,« fuhr Paul fort, »was für eine widerwärtige Zierpuppe das ist! Sonst freylich könnte sie von Gretchen lernen, wie sich ein junges Mädchen zu betragen habe, um Gott und aller Welt angenehm zu seyn.« — »Dir wenigstens, Paul,« erwiederte ich lächelnd, »ist das Mädchen wirklich sehr angenehm, wie es scheint.« — »Ey, das gesteh' ich!« war seine Antwort: »Und Ihnen, Herr, ist sie's auch; das merkt man wohl. An Ihrer Stelle ließe ich das liebe Kind gar nicht mehr aus dem Hause.« — »Aber was willst du denn, Paul, daß ich mit dem Mädchen anfange? Ich werde doch in meinen Jahren nicht noch eine Gouvernante für mich aufnehmen sollen?« — »Es wäre vielleicht so übel nicht,« erwiederte er lachend; »so eine hübsche, junge Gouvernannte käme mit uns alten Knaben wohl auch noch zurecht.« — »Ernsthaft, Monsieur Paul, wenn ich bitten darf!« — »Und die Wirthschaft,« fuhr er fort, »versteht sie aus dem Fundament. Fragen Sie nur Jungfer Brigitten, die sonst nicht leicht einem anderen Frauenzimmer, besonders einem so jungen und hübschen, Gerechtigkeit widerfahren läßt.« — »Ich soll doch nicht etwa Brigitten wegschicken, um

Gretchen an ihrer Statt zu behalten? Hat das die wackere alte Person um uns verdient, Paul?« — »Das will ich eben nicht sagen,« erwiederte Paul; »aber sehen Sie, Herr! da hätt' ich einen andern Gedanken. Draußen auf Ihrem Gute ist doch keine rechte Aufsicht; in der inneren Wirthschaft mein' ich, was Haus, Küche, Milchkammer, Hühnerhof und dergleichen betrifft. Ihr Vetter, der junge Herr Max, den Sie als Ökonomen hinausgesetzt haben, ist wohl ein tüchtiger Mensch: aber der treibt sich den ganzen Tag in Feld und Wald herum; da thut denn indessen das Gesinde, besonders das weibliche, eben was es will. Nun meine ich, wenn Sie Gretchen draußen zur Beschließerin machten, so wäre dem Übel abgeholfen; und wenn wir dann von Zeit zu Zeit hinauskämen, so brauchten wir Brigitten nicht mitzunehmen, und hätten dort die angenehme Gesellschaft noch in Kauf oben drein.«

»Sieh, sieh, was der Paul für artige Projecte macht!« sagt' ich, dem Einfall nachsinnend, und ging zur Thür hinaus, um einige Bekannte in der Stadt zu besuchen.

7.

Als ich an den ausgeschmückten Kaufmannsbuden vorüberging, fielen mir einige Läden mit Modewaaren und Stoffen zur weiblichen Kleidung, mehr als sonst, in die Augen. Ich blieb dabey stehen und betrachtete manches Stück genauer, um seine Bestimmung zu errathen, oder seinen Werth näher kennen zu lernen. — Es wäre doch eine Artigkeit, dachte ich, und könnte dem lieben Mädchen gerade jetzt wohl auch gelegen kommen, wenn ich einige nützliche und hübsche Sachen

für sie einkaufte, und ihr ein Geschenk damit machte. — In dieser Absicht trat ich in ein Gewölbe, und suchte allerley aus, mit dem Auftrag es in mein Haus zu bringen. Es war so ziemlich alles, was zu einem vollständigen weiblichen Anzuge gehört; als ich aber gleich darauf an einem eleganten Schuhladen vorbey kam, fiel mir ein, daß ich dieses interessante Kleidungsstück vergessen hatte. Unerwartet machte ich die, mich selbst belustigende Bemerkung, daß ich mir einbildete, das Maß ihrer niedlichen Füßchen, welches ich nur beym Aus- und Einsteigen in den Wagen etwas näher erwogen hatte, bestimmt genug zu kennen, um die passendsten Schuhe für sie herauszufinden. Auf die Gefahr es recht getroffen zu haben, ließ ich einige Paar Schuhe und das zierlichste Paar Pantöffelchen zusammenpacken, und nahm sie gleich selbst mit mir.

So beladen machte ich geschwind meine Besuche, zum Glück nur bey ein paar Männern, denen so etwas weniger auffällt. Einer von ihnen, ein Herr, der in der schönen Welt gelebt hat, konnte sich dennoch nicht enthalten, das Packet, welches neben meinem Hute lag, in der Zerstreuung des Gesprächs etwas näher zu untersuchen. Er fuhr mit unterdrücktem Lachen zurück, als er den Inhalt gewahr wurde. — »Es ist richtig!« hört' ich ihn bey Seite murmeln. — »Was ist richtig?« fragte ich ziemlich barsch; denn ich hatte zugleich seine unschickliche Neugierde bemerkt. — »Daß Sie eine Liebste von der Reise mitgebracht haben,« antwortete er lachend; »man hat mir das heute schon am frühesten Morgen erzählt.« — »Über die Krähwinkler!« rief ich aus. »Ich wette, es steht morgen schon in allen Unterhaltungsblättern.

Wenn Sie wissen wollen, was es mit dieser Liebsten für eine Bewandtniß hat, so speisen Sie diese Tage bey mir; da will ich Ihnen die große Stadtneuigkeit vom Anfang bis zum Ende erzählen.« Mit diesen Worten nahm ich mein Packet, und ging unwillig meines Weges.

Ich kam gegen Mittag noch ziemlich ärgerlich nach Hause, und erfuhr, daß Gretchen indessen da gewesen sey, und dem ehrlichen Paul, auf sein Andringen, mit großem Leidwesen entdeckt habe, ihre Hoffnung, bey Frau v. Reichard angenommen zu werden, sey vereitelt. Die näheren Umstände würde sie mir selbst sagen, wenn sie wieder käme. Jetzt sey sie auf die Polizey gegangen, um ihren Paß vorzuzeigen, und eine Sicherheitskarte zu erhalten, was man ihr als nothwendig zu ihrem längeren Aufenthalt vorgestellt habe. — Paul jubelte beynahe, als er mir Gretchens Unfall erzählte. »Ich wußte ja,« rief er, »daß es so kommen müßte! Gretchen kann gar nirgends bleiben, als bey uns; das war da oben schon vom Anfang her so bestimmt.« — »Seltsam!« sagt' ich, halb für mich: »fast möcht' ich es selbst glauben. Aber das würde einen schönen Lärm in der Stadt geben!« — »Possen!« fiel mir Paul in's Wort; »was brauchen wir uns um das Gerede der Stadt zu bekümmern? Ist sie etwa kein ehrbares Mädchen? Für die legt' ich die Hand in's Feuer.« — »Das thät' ich nöthigen Falls auch, Paul! Nun, wir wollen sehen! — Da, lege dieß Packet zu den übrigen Sachen, die indessen gekommen seyn müssen.« — »Ja wohl sind sie gekommen,« sagte Paul mit lachendem Munde: »aber wissen Sie, Herr, was geschah? Brigitte hat die schönen Zeuge und Bänder gesehen, und gleich vermuthet, daß sie für Mamsell Gretchen bestimmt

wären. Das hat denn gewaltig böses Blut gemacht, wie ich merke. Sie hätte dem Mädchen ihr artiges Gesicht allenfalls verziehen, aber die hübschen Hauben und Bänder verzeiht sie ihr in ihrem Leben nicht.« — »Das mag sie, Paul! Laß es gut seyn.«

Es währte lange, ehe Gretchen zurückkam. Endlich trat sie ein, sichtbar verstört, und bath, mit mir allein reden zu dürfen. — »Was ist geschehen?« fragt' ich besorgt, als wir allein waren. — »O mein Herr!« erwiederte sie, und Thränen stürzten aus ihren Augen, »ich bin sehr unglücklich; — ich muß fort von hier, und weiß nicht, wohin ich mich wenden soll.« — »Wie das? Reden Sie, liebes Gretchen!« — Sie erzählte mir nun, Frau v. Reichard habe sie zwar gütig empfangen, ihr jedoch gesagt, daß der Zweck, zu welchem sie Gretchen hätte in das Haus nehmen wollen, aufgehört habe, indem ihre Tochter in wenig Wochen heirathen würde; hiervon habe sie auch Gretchens Tante schon vor vierzehn Tagen benachrichtigt, aber der Brief sey während der Reise der letztern wahrscheinlich verloren gegangen. Auf Gretchens Bitte, sie einer andern Dame zu empfehlen, habe Fr. v. Reichard sie an eine Madam Miller gewiesen, welche viele Bekanntschaften in der Stadt hätte, und sich mit solchen Geschäften abgäbe. Mad. Miller habe ihr gerathen, sich fürs erste mit einer Aufenthaltskarte zu versehen, und dann wieder bey ihr anzufragen. Sie sey deßhalb auf die Polizey gegangen, wo man ihr jedoch erklärt habe, der Aufenthalt in der Stadt könne ihr nur gestattet werden, wenn sie sich über die Mittel ihres Erwerbes und eine anständige Beschäftigung hinlänglich ausweisen könne. Man habe ihr Mißtrauen blicken lassen,

und ihr endlich unverholen gesagt, daß sie die Stadt innerhalb drey Tagen längstens wieder verlassen müsse. Sie habe es nicht gewagt, mit dieser Nachricht zu Mad. Miller zurückzukehren, und getraue sich auch nicht, die kleine Stube in der Vorstadt zu beziehen, die ihr Jungfer Brigitte empfohlen hätte; denn auf dem Wege hierher sey sie von zwey Männern verfolgt, und sehr zudringlich um ihre Wohnung gefragt worden; sie fürchtete sehr, diese Herren führten nichts Gutes gegen sie im Schilde.

»Das wäre leicht möglich,« sagte ich lächelnd. »Seyn Sie ruhig, Gretchen! das Alles hat wenig zu bedeuten. Ihre Sache bey der Polizey nehme ich auf mich. Sie sollen die Stadt nicht verlassen, wenn Sie nicht selbst wollen; dafür steh' ich Ihnen.«

8.

Dießmahl mußte Gretchen meinen Willen thun, und tête-à-tête mit mir speisen. Sie war zu muthlos, um auf ihrem Verlangen, bey Brigitten bleiben zu dürfen, lange zu bestehen. Ich that, was ich vermochte, um sie aufzuheitern. Paul, der sich beym Aufwarten um uns geschäftig machte, und so einen Theil von Gretchens Besorgnissen erfuhr, unterstützte mein Vorhaben aus allen Kräften. Er spottete gutmüthig über ihre Furchtsamkeit, und machte sich besonders über die Herren von der Polizey lustig, die sich auf der Straße so angelegentlich um Gretchens Wohnung erkundigt hatten. »Solcher Polizeyspione,« sagte er, »haben wir zehn bis zwölf Tausend hier, deren Hauptgeschäft es ist, hübschen Mädchen auf allen Wegen und Stegen nachzuspüren. Ja, Mamsell-

chen! die machen Ihre Wohnung ausfindig, und wenn sie in einem Winkel der schmutzigsten Vorstadt versteckt wäre.« — Gretchen wurde feuerroth; sie errieth, daß sie die Absicht der beyden Männer mißverstanden habe, und fing an, sich ihrer zu großen Ängstlichkeit überhaupt zu schämen. Allmählig wurde sie ruhiger, doch blieb immer noch eine Spur von Nachdenken und Sorglichkeit auf ihrem schönen Gesichte.

Als uns Paul auf einige Augenblicke verließ, machte ich ihr den bestimmten Antrag, noch einige Tage in meinem Hause zu bleiben, wo sie vollkommen sicher wäre. In der Zwischenzeit fände sich vielleicht eine andere Aussicht, wobey ja auch Mad. Miller zu Rathe gezogen werden könnte. Gretchen hörte mir mit gesenkten Blicken zu; endlich sah sie auf, und mit dem Ausdrucke großer Innigkeit, worein sich einige Wehmuth mischte, sagte sie: »Was soll ich Ihnen antworten, theurer Herr? Ich kann Ihre Güte nicht entbehren, und ich muß fürchten, sie schon gemißbraucht zu haben. Alles was mir seit kurzem begegnet, scheint darauf abgesehen, mein ganzes Schicksal in die Hände eines großmüthigen Mannes zu legen, dem ich vor zwey Tagen noch völlig fremde war. In allen Dem ist etwas so Außerordentliches, daß ich mich nicht zu fassen weiß, und vor dem Glücke, welches mich Sie finden ließ, beynahe nicht weniger erschrecke, als vor den Unfällen, die mich betroffen haben.« — »Wie, Gretchen!« sagte ich, »sollten Sie mir mißtrauen?« — »Ich Ihnen mißtrauen?« rief sie. »Wäre ich dann noch Ihres Schutzes und der sichtbaren Vorsorge des Himmels werth, der Sie mir, in meiner größten Trübsal, als einen seiner Engel gesandt hat? Aber, ach, mein Herr! es ist ein so drückendes Gefühl, so ohne alle

Selbstständigkeit, und bloß von fremder Hülfe abhängig in der Welt zu seyn!«

Ich wollte antworten; da brachte Paul den Kaffee, welchen mir Gretchen einschenkte. Während ich zerstreut da stand, und meine Tasse schlürfte, war sie an das Fortepiano getreten, und machte stehend ein paar Gänge auf den Tasten. »Wie?« rief ich: »Sie sind musikalisch?« — »Ein wenig,« war ihre Antwort; »meine Tante liebte die Musik, und gab mir selbst Unterricht darin.« — »O, spielen Sie doch dem Herrn etwas vor,« sagte Paul, ihr einen Stuhl setzend; »er hat das gar zu gern.« — Sie spielte einige bekannte Melodieen mit vieler Präcision und Leichtigkeit. Ich schlug eine Sonate auf, die eben auf dem Pulte lag. — »Das ist wohl etwas schwer?« sagte sie, lächelnd zu mir aufsehend: »aber ich will versuchen, wie weit ich darin fortkomme.« — Sie machte, vorspielend, einige Passagen, fing dann die Sonate, zuerst etwas unsicher an, kam aber bald in den Gang, und überraschte mich endlich durch die Richtigkeit und den Ausdruck ihres Spieles, das besonders am Ende einige recht glänzende Momente hatte. »Bravissimo!« rief Paul. — »Wirklich, sehr brav!« sagte ich; »aber Sie kannten die Sonate schon früher?« — »Nein,« gab sie zur Antwort; »von neuer Musik bekamen wir selten etwas zu sehen. Meine Tante hielt mich vorzüglich an, die Werke von Bach, Scarlatti und Mozart zu spielen, die sie noch von ihrer Jugend her besaß.« — »Nun, Gretchen,« sagte ich, »mit diesem Talent schon allein sind Sie hier nicht ohne Stütze. Fassen Sie Muth, liebes Kind! Sie sind nicht so hülflos und abhängig in der Welt, als Sie sich vorstellen.«

Dieser Gedanke schien besonders wohlthätig auf Gretchens Gemüthsstimmung zu wirken. Die letzte Spur von Trübsinn war aus ihren Gesichtszügen verschwunden. Sie blätterte unter meinen Musikalien herum, und legte Einiges davon bey Seite. Wenn ich es erlaubte, sagte sie, wollte sie Abends noch ein paar Stücke durchspielen. Darauf machte sie mir ihren anmuthigsten Knix, und hüpfte zur Thür hinaus.

»Charmantes Mädchen!« murmelte Paul, und ich mußte mir Gewalt anthun, um es nicht laut zu wiederholen. — »Wissen Sie, Herr!« fuhr er, sich vertraulich zu mir wendend, fort, »was ich ausgedacht habe?« — »Nun?« — »Ich habe den Frauenschneider aus dem oberen Stockwerk herabbestellt, um die schönen Sachen zu übernehmen, die Sie für Gretchen gekauft haben. Er versprach mir, in der Nacht aufzusitzen, damit der Anzug bis morgen fertig werden könnte.« — »Welch ein Einfall!« sagt' ich halb unwillig; »es ist jetzt nicht Zeit, von dieser Armseligkeit mit Gretchen zu reden.« — »Sie soll es ja noch gar nicht wissen,« anwortete er hastig; »das ist eben das Feine von der Sache. Ich habe dem Schneider das Kleidchen gewiesen, das Gretchen gestern Abends auszog; er braucht nun weiter kein Maß zu nehmen, wie er sagt.« — »Nun, wenn's so ist!« — »Ja wohl, Herr! Und ich will die Sachen nur gleich selbst hinauftragen; so merkt die Alte nichts davon; die verdürbe uns sonst den ganzen Spaß.«

Ich setzte mich, an Gretchens Stelle an das Fortepiano, und durchlief, nicht ohne sympathetische Empfindung, die Tasten, die ihre Finger berührt hatten. Ein Satz aus der Sonate, welche sie gespielt hatte, wurde unvermerkt das

Thema, worüber meine Phantasie sich in unregelmäßigen Variationen ergoß. Die Ideen strömten mir in ungewöhnlicher Fülle und Klarheit zu; ich habe vielleicht nie so gut gespielt, wenigstens nicht mit so lebendigem Ausdruck. Als ich von ungefähr auffah, glaubte ich im Spiegel Gretchens Köpfchen, mit schalkhafter Neugierde durch die Thür horchend, wahr zu nehmen. »Warte, Schelm!« rief ich, mich umwendend. Sie war es wirklich, zog sich aber schnell zurück, und schlug die Thür zu. Nun war es um mein ruhiges Phantasieren geschehen. Ich sprang auf, und ergriff meinen Hut, um meinen aufgeregten Gefühlen durch einen Gang im Freyen Luft zu machen.

9.

Es war ein ziemlich heißer Tag. Das Gewühl in den Straßen schien mir lästiger als gewöhnlich. Ich stieg in einen Fiaker, der am Wege stand. »Wohin, Ew. Gnaden?« fragte freundlich der Kutscher, den Schlag offen haltend. — »Ja so! — Wohin du willst. In den S**ischen Garten meinetwegen!«

»Wohin du willst,« sagt' ich, in den sanft schaukelnden Wagen zurückgelehnt, — »wohin du willst, freundlicher Fährmann, Zufall! Hab' ich denn einen anderen Weg, als den du mich führtest bis hierher, und der jetzt lockender als je, durch blumige Auen und frischbelaubte Hügel sich hinzieht? Wo das Ziel ist, ob wir's erreichen; — ich weiß es nicht. Aber ihm zu folgen, so weit Natur und Unschuld uns begleiten, — wer könnte sich's versagen?«

Der Garten war beynahe leer von Menschen. Ich schlen-

derte, mich meinen Gedanken überlassend, in den schattigen Gängen umher und setzte mich endlich vor einem blühenden Rosengebüsche, welches ein Kranz von Pinien umfaßte. Die sinnige Zusammenstellung, welche in ihrer symbolischen Bedeutung den Reiz des Lebens durch den Ernst der Betrachtung zu erhöhen scheint, machte, wiewohl kein neuer Gedanke der Gartenkunst, Eindruck auf mich, und däuchte mir Beziehung auf meine und Gretchens Lage zu haben. »Die Rosen gedeihen in dieser Nachbarschaft,« sagte ich zu mir selbst; »sie finden Schutz unter dem befreundeten Baume, dessen melancholischen Ernst sie erheitern, und der, nach oben strebend, der Luft und dem Lichte Zugang zu ihnen läßt, aber nicht den Stürmen und der brennenden Hitze des Tages.«

»Warum, wenn ihr unbefangenes Herz der Neigung nicht widerstrebt, die still und mächtig mich zu ihr hinzieht, warum wär' es denn Thorheit, dem süßen Hange zu folgen? Will ich nicht ihr Glück, und besitz' ich nicht, was es ihr sichern kann? — Die Jugend? — Elender Nothbehelf der Gemeinheit! Wird sie vermissen, wovon ihre reine Seele nichts ahnet? — Und bin ich denn ein Greis? Klopfen diese Pulse nicht oft noch allzu rasch? trag' ich mein ungebleichtes Haupt weniger frey und aufrecht, weil es nicht so leer an Urtheil und Erfahrung ist, als der schwindelnde Kopf eines Jünglings? — Laß uns den Zweck der Weisheit nicht verlieren, Samuel, aus eitler Furcht vor der Thorheit! Nicht erzwingen will ich das Glück des Lebens, nicht mit List und Mühe erjagen; aber es fröhlich hinnehmen, wenn es von selbst sich mir darbiethet.«

Rasch erhob ich mich und ging auf das Rosengebüsch zu, um die jüngste und schönste der erst entfalteten Knospen zu pflücken, und sie zum Andenken dieser Stunde an meine Brust zu stecken. Mit munteren Schritten durchstreifte ich noch einmahl die verschiedenen Parthien des Gartens; da stieß mir unvermuthet ein alter Bekannter auf, der, wie ich wußte, vor kurzem eine Frau genommen hatte. Der Mann ist wenig jünger als ich, und ich habe ihn stets für einen recht verständigen Menschen gehalten. Er erzählte mir, wie glücklich er in seinem neuen Stande sey, fragte nach meiner ländlichen Besitzung, und war sehr verwundert, daß ich so selten dahin käme; er seines Theils, versicherte er, hätte keinen sehnlicheren Wunsch als den, seine übrigen Tage mit seinem jungen Weibchen auf dem Lande zubringen zu können. — Wir trennten uns nach einer ziemlich langen Unterhaltung, welche für mich mehr Interesse hatte, als mein Gesellschafter wußte, oder vermuthen konnte.

Es war beynahe Abend, als ich nach Hause kam. Paul, der mir in der Thür begegnete, gab mir lächelnd ein Zeichen, daß ich ohne Geräusch in mein Zimmer treten möchte. Ich that es, und sah Gretchen an meinem Schreibtische sitzen. Leise näherte ich mich, und faßte sie sanft an den Schultern. Sie sah etwas erschreckt zurück, lächelte aber, als sie mich erkannte, so anmuthig zu mir empor, daß ich nicht umhin konnte, einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn zu drücken. »Darf ich wissen, was Sie schreiben, liebes Kind?« sagte ich. — Sie reichte mir das Blatt hin. Es war ein Brief an den Gerichtshalter ihrer Heimath, der, wie ich erfuhr, zugleich ihr Vormund war, aber sich stets sehr wenig um sie

bekümmert hatte. Der Brief betraf die Erbschaftssache ihrer Tante, er war zweckmäßig und mit einer sehr zierlichen Hand geschrieben. »Sie könnte,« bemerkte ich, »Schreib- und Musikmeisterin seyn, sobald sie wollte.« — »Glauben Sie wirklich,« sagte sie vergnügt, »daß ich geschickt genug wäre, als Lehrerin oder Gouvernante in einem kleinen bürgerlichen Hause einzutreten?« — »Hätten Sie denn Neigung zu einem solchen Geschäfte?« erwiederte ich. »Es ist eben nicht das harmloseste.« — Auf ihre Neigung, meinte sie, komme es hierbey wohl nicht an; diese habe sie auch nicht in die Stadt geführt, sie wäre lieber auf dem Lande geblieben: aber sie müsse für ihren Unterhalt sorgen, und man habe ihr gesagt, auf diese Weise könnte es hier vielleicht am ehesten geschehen.

»Wie aber,« sagte ich nach einigem Stillschweigen, »wenn sich eine Stelle für Sie fände, frey von den lästigen Rücksichten, welche den Aufenthalt in den sogenannten guten Häusern oft so unangenehm machen, mit einer einfachen, Ihrer ehmaligen Lebensweise angemessenen Beschäftigung, wobey Sie zugleich mehr von sich selbst als von Anderen abhängig wären, nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande, und in einer der schönsten Gegenden, die man sehen kann?« — Gretchen wurde sehr aufmerksam. »Und worin bestünde diese Beschäftigung?« fragte sie. — »In der Aufsicht über das Innere einer kleinen Landwirthschaft,« antwortete ich, »die einem meiner Freunde gehört; einem Manne ungefähr von meiner Art und meinem Alter, der Sie mit der größten Achtung behandeln, und Ihre Einsamkeit selten oder nie durch seine Gegenwart stören würde, es wäre denn, daß Sie es selbst wünschen sollten.« — Das liebe Mädchen ward abwech-

selnd blaß und roth; sie schien meinen Gedanken zu errathen, und auch wieder zweifelhaft darüber zu werden. »Und glauben Sie,« sagte sie, »daß es sich für mich schickte, diese Stelle anzunehmen?« — »Wie ich das Haus und die Gesinnung meines Freundes kenne, allerdings!« war meine Antwort. — Sie sah eine Zeitlang still vor sich hin. — »Nun, Gretchen?« sagt' ich, indem ich sie leicht umfaßte. — »Muß ich mich sogleich entschließen, mein väterlicher Freund?« fragte sie, mit kindlichem Vertrauen zu mir aufblickend. — »Nein, Liebe! Sie sollen es überlegen.« — »Tausend Dank!« erwiederte sie schnell; »und nun gute Nacht, lieber Herr!« — »Schon fort? und keinen herzlicheren Abschied von Ihrem — Freund?« — Unbefangen reichte sie mir die Wange hin. Meine Lippen suchten die ihrigen. Es war eine geistige Berührung, rein und innig. — Sanft machte sie sich los, und, mit einem holdseligen Blick auf mich, eilte sie aus dem Zimmer. — »Gute Nacht, Gretchen!« rief ich ihr nach. — »Gute Nacht!« hört' ich, kaum vernehmbar.

10.

»Wo bleibst Du, Paul?« rief ich meinem Alten am andern Morgen entgegen; »ich habe schon drey Mahl geschellt.« — »Herr, es ist noch nicht fünf Uhr; ich bin erst aufgestanden.« — »Warum nicht gar?« sagt' ich, und sah nach meiner Uhr. Sie stand still; ich hatte vergessen sie aufzuziehen. — »Was befehlen Sie, Herr?« — »Nun, wenn es noch so früh ist! — Ich wollte Dich fragen, ob der Schneider Gretchens Anzug gebracht hat.« — »Nein, Herr! Doch ob er fertig ist, kann ich gleich sehen; er ist gewiß wach, und sitzt an sei-

ner Arbeit.« — »Laß seyn, Paul! es könnte Aufsehen im Hause machen.« — »Nicht im geringsten! Brigitte war schon auf den Beinen, und wollte eben ausgehen, als ich herein kam. — Hören Sie? Die Hausthür wird auf- und zugeschlossen. — Die Alte ist fort, und Gretchen sitzt vermuthlich bey ihrer Nähterey; die merkt nicht auf uns. — Ich bin gleich wieder da, Herr!«

Ich warf mich geschwind in einen Überrock. Die Thurmuhren schlugen fünf. Lächelnd trat ich vor meine Spieluhr, und zog sie auf. »Wenn wir die Zeit vergessen,« sagte ich, »sind wir am glücklichsten. Sollten wir sie aber vergessen?« — Die Rose fiel mir in die Augen, die neben der Uhr in einem Glase Wasser stand; sie war über Nacht frisch aufgeblüht. Unwillkührlich neigte ich mich zu ihr herab. »Es ist der Hauch ihres Mundes,« sagte ich, und meine Lippen berührten leise die zarten Blätter: — »aber es ist nicht ihre Seele, was mir darin begegnet!«

Paul kam voll Freude mit dem fertigen Anzuge. »Soll ich ihn ihr bringen?« fragte er hastig. — »Ja, Paul! Aber nimm dort das feinste Paar Schuhe dazu; sie werden ihr passen, denk' ich. Sag' ihr, ich ließe sie bitten, dieß zu meinem Andenken zu tragen, und, wenn es ihr nicht unbequem wäre, die Schuhe sogleich anzuziehen.« — »Das soll sie wohl, Herr!« erwiederte Paul, und eilte davon.

Nach einer kleinen Weile erschien Paul wieder unter der Thür, die er offen ließ, mir heimlich und vergnügt zuwinkend, daß ich herauskommen, und ihm folgen möchte. Er ging vor mir her mit großen Schritten, aber auf den Zehen, und gab mir drollig zu verstehen, es ihm nachzuthun. So kamen wir

vor Gretchens Kammerthür, welche gleichfalls offen stand. »Sehen Sie einmahl,« flüsterte er mir zu, »das liebe Mädchen schläft noch. Ich habe ihre alten Kleider weggenommen und die neuen dafür hingelegt; nun muß sie wohl die unsrigen anziehen.« — Sie lag, den schönen Kopf etwas zurückgebeugt, züchtig in ihre Decke eingehüllt, in gerader Stellung, nur das rechte Knie ein wenig heraufgezogen, wodurch, unter der straff anliegenden Hülle, die zierliche Form ihres Beines sichtbar wurde. Ich warf einen fast eifersüchtigen Blick auf den Alten, der das reizende Schauspiel mit mir theilte. — Jetzt schien sie sich zu regen; schnell ergriff ich Pauls Hand, und, indem ich ihn mit mir fortzog, schloß ich die Thür ziemlich laut hinter uns. In dem Augenblick hörten wir ein Geräusch in der Kammer, und schlichen auf den Zehen davon, wie wir gekommen waren.

»Du magst sehen,« sagt' ich etwas ernsthaft, »wie Du deinen Einfall bey Gretchen gut machst; denn schwerlich wird sie auf eine angenehme Weise davon überrascht seyn. Sobald sie sichtbar ist, melde ihr, welchen Auftrag ich dir gab, und daß alles Übrige deine eigene Erfindung war.« — »Ey,« erwiederte Paul ziemlich trotzig, »das will ich schon noch ausfechten; war es doch in allen Ehren gemeint.«

Ob nicht der kleine Teufel Asmodi in den alten Kerl gefahren ist?« sagte ich zu mir selbst, als er fort war. »Was er seit drey Tagen thut, scheint ganz darauf angelegt, mich Hals über Kopf in ein Meer von Liebe hineinzustürzen, während ich nichts anders im Sinne hatte, als an seinen blumigen Gestaden, in aller Unschuld und Freyheit, zu lustwandeln. Wenn ich dieß unruhige Herzklopfen recht verstehe, so

mengt sich etwas in meine Empfindungen, wogegen meine horazische Weisheit schwerlich wird Stand halten können. Nimm dich in Acht, Samuel! nimm dich in Acht! Ich fürchte du wirst bald gar nicht mehr wissen, wie es an der Zeit ist; deine Jahre hast du schon halb und halb vergessen.«

»Nun, Herr, alles ist gut!« rief Paul, als er, nach geraumer Zeit, munter hereintrat. »Aber Sie hatten Recht; Gretchen fand meinen Einfall gar nicht fein. Mit genauer Noth hab' ich verhindert, daß sie unsere neuen Kleider nicht wieder ablegte, sobald sie die ihrigen zurück erhalten hatte. Bloß die Vorstellung, welche Freude es Ihnen machen würde, sie in dem Anzuge zu sehen, schien sie nach und nach zu besänftigen. Sie wird kommen, glaub' ich, Ihnen für das Geschenk zu danken. Nu, ich will nichts verrathen: aber sie sieht aus — wunderschön! und die Schuhe passen auf ein Haar; darnach hab' ich gleich geguckt.«

»Asmodi!« murmelte ich zwischen den Zähnen, — »hebe dich hinweg, Versucher!« Da ging die Thür auf und Gretchen trat mit dem Frühstück herein. Meine unsicheren Blicke glitten von der reitzenden Gestalt ab, und blieben am Boden haften, so daß die netten Füßchen das erste waren, was mir in die Augen fiel. Paul hatte Recht; die Schuhe paßten, wie angegossen. — Gretchen lispelte einige Worte von Dank. Ich sah auf und fühlte, daß mir das Blut in's Gesicht stieg, während sie selbst über und über glühte. »Ich danke Ihnen, Gretchen,« stotterte ich, »daß Sie meinem Wunsche nachgegeben haben; wenn ich jedoch ganz zufrieden seyn soll, so bitte ich Sie, dieser unbedeutenden Sache nicht mehr zwischen uns zu erwähnen.« —

»Mamsell Gretchen! Mamsell Gretchen!« rief Brigitte durch die halb geöffnete Thür. — »Was giebt's denn, Jungfer Brigitte?« brummte Paul. — »Es ist ein Frauenzimmer hier,« sagte die Alte gar freundlich, »das mit Mamsell sprechen will. Kommen Sie doch heraus, liebes Kind!«

»Liebes Kind!« äffte Paul der Alten nach, als sie mit Gretchen fort war. »Haben Sie das Fratzengesicht gesehen, Herr, das die alte Trude dazu machte? Ich bin doch begierig, was das für ein Besuch ist.«

Paul ging, und kam nach einiger Zeit sehr übellaunig zurück. Eine Mad. Miller sey da, erzählte er, und schon eine gute Weile mit Gretchen eingeschlossen. Nach Brigittens Äußerungen, welche sehr vergnügt scheine, vermuthe er, daß von einem Dienstantrage für Gretchen die Rede sey. Er wolle wetten, die ganze Sache sey von der Alten angestiftet, und stehe mit ihrem heutigen frühen Ausgange in Verbindung. Sie werde auch nicht ruhen, setzte er hinzu, indem er wieder wegging, bis sie das liebe Mädchen aus dem Hause vertrieben habe.

Pauls Vermuthungen schienen nicht ungegründet. Nach einigen Minuten trat Gretchen selbst in mein Zimmer, etwas nachdenklich, und, wie ich mit Verwunderung bemerkte, zum Ausgehen bereitet. Sie bestätigte mir, daß Mad. Miller da gewesen, und ihr einen Dienst angebothen habe; zugleich habe sie ihr gemeldet, daß Frau v. Reichard sie noch diesen Vormittag zu sprechen wünsche. — »Und was werden Sie thun, Gretchen?« fragte ich, nicht ohne Besorgniß. — »Hören, was mir die gnädige Frau zu befehlen hat,« erwiederte sie ganz ruhig. — »Und wegen des Dienstantrages?« — »Ich

habe der Mad. Miller gesagt, daß ich ihr noch keine bestimmte Antwort geben könnte.« — »Gutes, liebes Gretchen! Sie dachten also meinem Vorschlage nach?« — »War es denn wirklich Ernst damit?« sagte sie, mit lächelnd prüfender Miene. — »So vollkommen Ernst, liebes Kind! daß Sie Ihre Stelle antreten können, sobald Sie wollen.« — »Und der Herr, dem die Wirthschaft gehört, wird er auch so viel Vertrauen in mich setzen, als Sie, und kann ich es — in ihn?« — »Ich denke, ja!« — »Wenn das ist,« sagte sie nach kurzem Besinnen, »so bestimmen Sie über mich, wie Ihnen gut däucht,« — und fort war sie.

»Sie ist ein Engel!« rief ich, — »und ist dein, Samuel! dein! Hast du das verdient, Ungläubiger?« — — Ich klingelte Paul, um mich vollends anzukleiden; denn ich wollte einen Gang durch die Stadt machen. »Gib Acht,« sagte ich zu ihm, »was Brigitte etwa Neues ausheckt; das Erste, worüber sie brütete, waren Windeyer.« — »Wissen Sie das so gewiß, Herr? Die alte Katze sieht mir so lauernd und unheimlich aus; ich glaube, die ärgsten Tücken hat sie noch im Hinterhalt.« — »Bah! bah! Was können ihre Tücken uns am Ende schaden?« — »Uns nicht, aber dem armen Gretchen! Ich bleibe dabey: Sie sollten die Mamsell auf Ihr Gut schicken; da wäre sie auf einmahl geborgen.« — »So! — Höre, Paul, du hast doch Gretchen nicht von deinem Projecte vorgeplaudert?« — »Bewahre! Sie weiß kaum, glaub' ich, daß wir ein Gut haben.« — »Desto besser!« sagt' ich, ihn lächelnd auf die Schulter klopfend. »Adieu, alter Projectmacher!«

11.

Ich trieb mich eine halbe Stunde in der Stadt herum. Als ich wieder zu meinem Hause zurückkam, sah ich den Baron S** im Thore stehen, einen alten Wüstling, der mir zuweilen die Ehre erweist, mich »seinen lieben Freund« zu nennen. — »Eh, lieber Freund!« rief er mich an, da er mich auf die Treppe zugehen sah, »sind Sie in dem Hause bekannt?“ — „So ziemlich. Was steht zu Diensten, Herr Baron?“ — „Sagen Sie mir, liebster Freund,“ erwiederte er mit einem vertraulichen Lächeln, „kennen Sie das wunderhübsche Mädchen, das hier im Hause wohnt? Sie ist, wie ich höre, erst vor ein paar Tagen angekommen, und soll einem alten Grillenfänger Gesellschaft leisten, der vermuthlich gar nicht weiß, was er an ihr hat.“ — „Wie sieht das Mädchen ungefähr aus?“ sagte ich, an mich haltend. — Er beschrieb mir Gretchen ganz genau. — „Und wo haben Sie das Wunderkind gesehen?“ fragte ich. — „Hier auf der Straße, Freund! schon zweymahl: aber sie ist mir immer so schnell entwischt, daß ich nicht entdecken konnte, in welchem Stockwerke sie wohnt.“ — „Ich kenne das Mädchen, Baron,“ sagte ich trocken; „und, um es kurz zu machen, der Grillenfänger, dem sie Gesellschaft leisten soll, bin ich. Verlangen Sie sonst noch etwas, mein Herr?“ — „Liebster Freund!“ rief der Geck mit erzwungenem Lachen; „ich bitte tausend Mahl um Vergebung! das war dumm, ich gesteh' es, aber auch drollig; wie? — Ha, ha, ha!“ — Ich ließ ihn mit einem verächtlichen Blicke stehen, und ging rasch die Treppe hinauf.

Das Erste, was ich beym Eintritte in meine Wohnung

hörte, war, daß Herr v. Ebert, derselbe, welcher mir den Possen mit Gretchens Schuhen gespielt hatte, sich zum Mittagsessen habe anmelden lassen. „Sind denn heute alle Narren und Pflastertreter in Bewegung," rief ich zornig, „um mich aus den Thoren zu treiben? Geh sogleich hin, Paul, und sage Herrn v. Ebert, daß ich heute unmöglich die Ehre haben könne, ihn zu bewirthen." — »Wenn er aber nicht zu finden ist, und geraden Wegs herkommt?" — „So — verwünscht! — so — bestelle Pferde, Paul! Pferde! — Wir gehen auf's Land, Alter!" — »Juhhe! So ist's recht!" rief Paul. „Gleich will ich Ihre Aufträge besorgen, die Pferde zuerst. Sehen Sie indeß, Herr, wie Sie das liebe Mädchen trösten können, das in ihrem Kämmerchen sitzt und weint.« — „Sie weint, Paul? Was hat man ihr gethan?" — „Ich weiß nicht; aber ich sagte Ihnen wohl, Herr, daß die alte Katze Brigitte ihre ärgsten Tücken noch im Nacken hätte."

An Brigitten vorbey, die eben herausging, eilte ich in Gretchens Zimmer. Sie kam mir mit einer freundlichen Begrüßung entgegen; aber ihre Augen und Wangen zeigten die frische Spur von Thränen. „Sie haben geweint, theures Gretchen!" sagte ich. „Verhehlen Sie mir nichts! Was ist geschehen?" — „Nichts, was mich erniedrigen, oder das Vertrauen, das Sie mir einflößen, mindern könnte," erwiederte sie mit großer Ruhe. — „Also doch etwas, das darauf abgesehen war? Sprechen Sie, liebes Kind; ich beschwöre Sie!" — Sie erzählte mir nun, daß Fr. v. Reichard sie Anfangs mit einer befremdenden Rückhaltung und Feyerlichkeit aufgenommen, sie an ihre brave Tante erinnert, und den Antheil, welchen sie an Gretchen nähme, durch die freundschaftliche

Verbindung, worin sie mit der Tante gestanden, gerechtfertigt habe. Hierauf habe sie verschiedene Fragen über Gretchens Bekanntschaft mit mir, und über die Verhältnisse meines Hauses, an sie gestellt. Da ihr Gretchen alles umständlich und aufrichtig erzählt, was sie selbst davon wisse, sey Fr. v. Reichard nach und nach zutraulicher, und endlich recht freundlich und offen geworden. Die Dame habe meinem Rufe und Charakter Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie aber doch ermahnt, gegen die Männer überhaupt auf ihrer Huth zu seyn. Zum Schlusse habe ihr Frau v. Reichard unverhohlen gesagt, man hätte ihr Gretchens Aufführung verdächtig machen, und sie als Werkzeug zu ihrer Entfernung aus meinem Hause gebrauchen wollen; sie halte es für ihre Pflicht, das allzu günstige Zeugniß zurück zu nehmen, welches sie der Mad. Miller ertheilt hätte, auch müsse sie Gretchen vor einer andern Person warnen, die dabey hauptsächlich im Spiele sey.

„Abscheulich!“ rief ich: „die boshafte Brigitte!“ — „Verzeihen Sie der Verblendeten,“ erwiederte Gretchen; „ich habe ihr verziehen. Sie fürchtet wahrscheinlich durch mich von ihrer Stelle verdrängt zu werden, und fürchtet es vielleicht mehr aus Anhänglichkeit für Ihre Person, als aus Eigennutz.“ — „Die Elende!“ sagte ich: „was hat ihr Küchenregiment mit Ihnen und mit den Absichten gemein, welche ich in Betracht Ihrer haben kann? Es gibt nur eine Stelle in meinem Hause, die — Doch, an diesem Orte nichts davon! Kommen Sie, edles Mädchen! Wenigstens soll der Rang, der Ihnen in meiner Meinung gebührt, nicht länger durch eine niedrige Umgebung zweifelhaft gemacht werden. Sie haben mir Vertrauen bewiesen; ich will zeigen, daß ich

dessen werth bin." — Mit diesen Worten führte ich sie aus Brigittens Zimmer in das meinige, worin ich sie bath, sich bequem zu machen, indessen ich in meinem Cabinette einige Schreibereyen zu besorgen hätte.

Paul kam zurück, mir zu melden, daß er meinen Auftrag bey Herrn v. Ebert ausgerichtet habe, und daß der Wagen in einer Stunde längstens hier seyn werde. „Laß geschwind etwas zum Essen richten," sagte ich; „dann packe das Nöthigste zusammen, was wir zu einem kurzen Sommeraufenthalte nöthig haben. Den Brief hier trägst Du zu meinem Freunde, dem Doctor Morbach; ich werde künftige Woche auf ein paar Tage in die Stadt kommen, um das Weitere mit ihm zu besprechen." — „Gut, Herr!" — »Heh, Paul! Kein Wort zu Gretchen; und vergiß nicht, ihre übrigen Sachen aus meinem Schranke mitzunehmen, auch — die Pantöffelchen!" — Ich glaube, der alte Kerl lachte, wie mir das Wort entwischte: aber er nickte so treuherzig zurück, daß ich es gut seyn ließ.

Das Mittagsessen war bald vorüber. Ich beschäftigte Gretchen am Clavier, bis Paul mir einen Wink gab, daß angespannt sey. „Liebes Kind," sagte ich, „wenn Sie es zufrieden sind, so fahren wir jetzt nach dem Landsitze meines Freundes. In dritthalb Stunden sind wir dort. Gefällt es Ihnen nicht, so bringe ich Sie heute noch in die Stadt zurück." — Sie war überrascht, aber, wie ich zu bemerken glaubte, auf keine unangenehme Weise. „Ich habe mich in Herrn Brinks Hände gegeben," sagte sie mit Anmuth und Würde, „und will seinen Planen nicht entgegen seyn." — In drey Minuten saßen wir in dem Wagen, und fuhren.

ohne uns nach Jungfer Brigitten, die ganz bestürzt am Fenster stand, noch nach den Gaffern auf der Straße umzusehen, zu dem Stadtthore hinaus.

12.

Ein froherer Emigrantenzug, als der unsrige, ward nicht leicht gesehen. Mir ging das Herz auf unter dem freyen, heiteren Himmel, Gretchens liebliche Gesichtszüge wurden immer sprechender und lebendiger, und Paul lachte, und gesticulirte auf dem Kutscherbock, als ob er unklug werden wollte. — Der Weg wendete sich von der Hauptstraße ab, gegen das Gebirge zu, an dessen Fuße er eine geräume Strecke hinläuft. Zwischen zwey Bergrücken, die von ferne sich zu decken scheinen, öffnet sich seitwärts der Eingang in ein breites Thal, in dessen Tiefe meine kleine Besitzung liegt. Die Landschaft wird, wie man weiter hineinfährt, von hundert zu hundert Schritten romantischer und bilderreicher, bis der Eingang des Thales sich wieder zu schließen scheint, und man sich in einem Kessel von terrassenförmigen Wiesengründen und waldigen Gipfeln befangen sieht. Gretchen, mit dem neuen Anblicke beschäftigt, war eine Zeitlang still; jetzt rief sie aus: » o wie schön ist's hier! und die Gegend hat Ähnlichkeit mit meiner Heimath!« — »Wir sind dem Orte unsrer Bestimmung nahe,« sagte ich; »das Gebäude am Abhang jenes Birkenwäldchens ist das Haus meines Freundes.« — Gretchen blickte mich mit freudestrahlenden Augen an: sie ließ ihre aufgehobene Hand auf meinen Arm sinken, und ich glaubte einen leisen Druck zu empfinden. Es schien mir die Weihe meines Landhauses; jetzt erst hatte sein Besitz einen Werth für mich.

Der Wagen fuhr langsam auf dem nach und nach beschwerlich werdenden Wege hin, durch das kleine Dörfchen, ein paar schöne einzelne Bauernhöfe vorbey, bis an die Mühle, welche hart an meinen Garten stößt. Paul, von mir unterrichtet, stieg ab, und ging voraus, um, wie er sagte, Herrn Max Spohr, dem Verwalter des Gutes, unsern Besuch zu melden. Wir mußten den ziemlich breiten, vom Regen stark angeschwollenen Waldbach durchfahren, über welchen einige Schritte oberhalb der Mühle ein leichter Steg für Fußgänger gebaut ist. Als wir am Hausthore hielten, kam uns Paul mit der Nachricht entgegen, Herr Max habe Geschäfte beym Holzrechen, und werde erst morgen wieder kommen; doch seyen die Schlüssel zu den Zimmern vorhanden, und er werde, da er hier Bescheid wisse, schon die Honneurs des Hauses machen. Gretchen sah mich lächelnd an, als ob sie erwartete, daß ich nun das Räthsel lösen würde. Aber ich stieg ganz ernsthaft aus, und hob, eben so ernsthaft, sie aus dem Wagen. »Geh voran, Paul!« sagte ich, »und mache dem Hauswirth Ehre.«

Das Haus ist von meinem Vorgänger in einem launenhaften, aber nicht unangenehmen Geschmacke gebaut, und stellt von außen ein Mittelding von schweizerischer und holländischer Herrenwohnung dar. Das Erdgeschoß hat neben der Küche und den Gesindestuben ein paar artige Zimmer, die mein Vetter Max, der Ökonom des Gütchens, bewohnt. Das obere Stockwerk ist, durch einen gegen den Garten offenen Salon, in zwey Hälften getheilt, wovon die eine für den Eigenthümer, einen alten Junggesellen wie ich, die andere für eine Freundin bestimmt und eingerichtet war, welche aber nie darin gewohnt hat. Beyde Abtheilungen sind bequem und

anständig eingerichtet, ohne überflüßigen Aufwand; ich habe sie größtentheils gelassen, wie ich sie fand, sogar das Porträt des ehemaligen Besitzers ist in einem Cabinette hängen geblieben.

Ich führte Gretchen zuerst in die Zimmer, die, wie ich ihr sagte, für sie bestimmt wären. »Das ist viel zu vornehm und weitläufig,« sagte sie, nachdem sie sich ein wenig umgesehen; »hier könnte ja eine kleine Familie Platz finden.« — »Wer weiß, wozu das in der Folge gut ist!« erwiederte ich scherzend. — Gretchen sah fast etwas finster darein, weßhalb ich für gut fand, sie ohne weitere Bemerkungen in den Hof und den Garten zu führen. Was sie dort und in den Wirthschaftsgebäuden sah, hatte ihren ganzen Beyfall. „Es ist hier alles im besten Stande,“ bemerkte sie; „ich wüßte wenig, was sich anders oder zweckmäßiger einrichten ließe.“ — „Das macht alles unser Herr Max,“ fuhr Paul heraus — „o, er ist ein tüchtiger Wirthschafter!“ — „Wer ist Herr Max?« fragte Gretchen neugierig. — „Ih, der liebe junge Vetter,« erwiederte Paul — „meines Freundes, ja!“ fiel ich ihm in's Wort, und nahm Gretchen unter den Arm, um ihr auch die Wohnung des Hausherrn zu zeigen.

Mit Vergnügen bemerkte ich, daß Gretchen der bequemen und artigen Einrichtung meiner Wohnzimmer eine besondere Aufmerksamkeit widmete, und daß selbst die etwas zu weit getriebene Sorgfalt für die Gesundheit und Bequemlichkeit des Besitzers, welche hin und wieder sichtbar war, ihr nicht mißfiel. Sie schien ganz eingenommen von der Vorstellung einer behaglichen Häuslichkeit, und schwatzte überaus gemüthlich und angenehm von den hundert kleinen Genüssen,

welche das Familienleben auf dem Lande darbiethet. Nie hatte ich sie offener und liebenswürdiger gesehen; es war das Hausmütterchen, in der Gestalt und mit dem Betragen einer Grazie. — „Nun, Gretchen," sagte ich, nachdem ich ihr lange zugehört, „darf ich diesem Hause zu Ihrem Besitze Glück wünschen? Werden Sie gerne hier bleiben?" — „Wer sollte das nicht!" erwiederte sie recht freudig. Ich stand neben ihr, den Arm um ihren Leib geschlungen, als sie dieses sagte, und drückte sie mit einer Regung inniger Zärtlichkeit an mich. — Gleichsam um mich zu zerstreuen, warf sie einen Blick auf das Porträt, dessen ich vorhin erwähnte. „Wessen Bild ist dieß?" fragte sie. — „Das Bild des Besitzers" — erwiederte ich ohne Absicht. — „Wie?" fiel sie mir in's Wort; „so wär' es doch!" — Ihre Verwirrung ergötzte mich; ich wollte sehen, wie weit es damit kommen könnte. — „Allerdings," sagte ich ernsthaft: „es ist der Freund, von dem ich mit Ihnen sprach; er hat dieses Haus gebaut, und alles, was Sie hier sehen, so eingerichtet." — Sie schwieg, und schien eine innere Bewegung unterdrücken zu wollen; plötzlich wandte sie sich hinweg, um mir ein paar Thränen zu verbergen, die sich in ihre Augen drängten. — „Nein!" rief ich, meiner selbst nicht mehr mächtig; „es ist nicht ganz so, liebstes Gretchen! Jener Mann lebt nicht mehr, — ich selbst bin der Besitzer!" — Sie sah mich an mit einem Blicke, worin ein Vorwurf mit einer Aufwallung der Freude kämpfte. „Böser Mann!« sagte sie, mir mit dem Finger drohend, „mich so zu necken!" und als ich sie besänftigend in meine Arme ziehen wollte, machte sie sich, mit einer halb strafenden, halb verzeihenden Miene, los und eilte davon.

„Sie ist dein,“ rief ich entzückt; „das liebenswürdige, bezaubernde Geschöpf ist dein! Ihr Herz hat für dich entschieden; es hat sich wider den Gedanken aufgelehnt, diesen Aufenthalt, der ihr so lieb ist, mit einem Andern als mit dir zu theilen!“ — Still, aber selig träumend, ging ich in meinen Zimmern umher, Gretchen erwartend, die zum Nachtessen wieder kommen sollte. — Sie hatte sich bequem gemacht und ein weißes Corsett angezogen, welches ihr ein noch vertraulicheres Ansehen gab. Unwillkürlich schielte ich nach den Pantöffelchen, welche Paul auf mein Geheiß in ihre Schlafkammer gelegt hatte; aber die Füßchen waren mit züchtiger Strenge beschuht. Nie habe ich die Sittsamkeit so liebenswürdig und so entfernt von aller Prüderie gesehen. Gretchen war an dem Abend besonders gesprächig; ich vergaß mich selbst und meine Wünsche, indem ich ihrem sinnigen Geplauder zuhörend, an ihrer Seite saß. Die kindliche Unbefangenheit ihres Gemüths theilte sich unvermerkt dem meinigen mit; ich genoß das Vergnügen eines freundlichen Beysammenseyns, das durch keinen Affect und keine Regung der Selbstsucht gestört wird. Ruhig sah ich das holde Mädchen sich in ihr Schlafgemach zurückziehen und hörte sie nach einer Weile die Thür abschließen, welche von ihrer Seite in den gemeinschaftlichen Salon führt.

»Keine Absicht und keine Befürchtung stört den Frieden dieser reinen Seele,“ sagte ich zu mir selbst, als ich allein war. „Wär' es nicht Sünde, sie durch das Geständniß einer Leidenschaft zu beunruhigen, die sie jetzt noch kaum verstehen, gewiß nicht erwiedern kann? Die Zeit mag vollenden, wofür der Zufall in Kurzem beynahe schon zu viel that. Sind wir

andern Frauen zu theilen? Wenn du die auserwählte Lieblingin seines Herzens bist, so stehst du ja als die Gebietherin der Andern, und sie sind gleichsam nur die verzierenden Edelsteine um den kostbaren, auserwählten Diamant.«

»Du bist freylich,“ versetzte Zoraide, „in den Sitten des Orients aufgewachsen, und kannst noch weniger, als wir in unserm ritterlichen Maurenlande, von der Gerechtsame der Liebe wissen. Ich aber will dir aufrichtig entdecken, was ich darüber denke und empfinde. Ich kenne deine warme, treue Liebe für mich; — du weißt, daß meine erste Erzieherin eine Christin war, die das Geschick des Krieges zur Sklavin der Unsern gemacht hatte; aus ihren Erzählungen und Gesprächen nahm meine Seele schon frühzeitig Bilder auf von einer Liebe, wie sie die glücklichen Frauen der Christen beseligt, wo die Rechte liebender Herzen vollkommen gleich sind, so wie ihre edlen Freuden. Denn wohl ist es empörend, mit Andern die Liebe, ja nur die leichteste Gunst des Mannes theilen zu müssen, der unerbittlich streng die zarteste Treue von uns verlangt! Was hälfe es mir, die unglückliche Gebietherin noch unglücklicherer Mitschwestern zu seyn, wenn ich, wie sie, nur Sklavin bin? — Dort“ — fuhr sie begeistert fort, indeß ihre Wangen von innerer, höherer Röthe flammten, und ihre schönen Augen freudig glänzten: — »dort ist Eins das heilige Eigenthum des Andern; ohne allen drückenden Zwang, da wahre Liebe ewig Freyheit, und Freyheit einzig wahre Liebe schafft. — Das Weib des Spaniers, wenn ihr Krieger zur Ferne zieht, darf — —«

Jetzt erklangen die geliebten Töne wieder, welche das Zeichen zu der jetzt schon gewohnten Zusammenkunft gaben;

aber sie dießmahl inniger, dringend sehnender zu erflehen schienen. Thränen stürzten aus Zoraidens Augen bey ihrem sehnsüchtigen Rufen; ihr Herz war eben nur erst schmerzlich aufgeregt worden von den Betrachtungen, die sie von dem geliebten Bekenner Mahomets entfernten, und jetzt bey seinen Tönen fühlte sie wieder alle die zauberische Macht, die sie unwiderstehlich an ihn zog.

Suleima hatte voll Erstaunen die seltsam kühnen Reden ihrer Gebietherin angehört, und troß der sonstigen Gewandtheit ihrer Zunge, wußte sie doch nicht, was sie auf so Unerhörtes antworten sollte. Sie war froh, daß die Töne an ihrer Statt entgegneten, und wagte nicht, die Herrin zu stören, die ernst und in großer Bewegung darauf lauschte. Die Stimme Selims fiel in die Lautenklänge ein, und sang mit tiefem Ausdruck die nachfolgenden Worte:

An des Himmels blauem Bogen
Stand die Sonn' in heitrer Pracht,
Doch, verhängnißvoll gezogen,
Senkt sie schon sich bald in Nacht.

Und wie dauernd Glück und Wonne
Nie in flücht'ger Zeit bestehn,
Wird auch meines Lebens Sonne
Bald in Trennungs-Nacht vergehn.

Steig noch einmahl zu mir nieder,
Schönste, du mein Sonnenstrahl!
Höre freundlich meine Lieder!
Ach, vielleicht zum letztenmahl!

Ein neuer bis dahin noch ungeahneter Schmerz durchdrang bey diesen Worten Zoraidens Herz. Wenn Liebe sich in der Sicherheit der geliebten Gegenwart gewiegt hat, so schreckt sie der Gedanke nahe bevorstehender Trennung, gleich einem Donnerschlag, aus dem ruhigen Schlummer, und lehrt sie erst, sich selbst in ihrer vollen Stärke kennen.

Verschwunden war jetzt aus der Seele des Mädchens Alles, was sie nur eben erst von dem Geliebten entfernt hatte, nur ein Gefühl: nur der Ahnungsschauer der Trennung, erfüllte ihre Brust, und trieb sie in bebender Eile dem Myrthenwäldchen zu, wo ihr Selim schon durch die wankenden Schatten entgegen eilte.

Wunderbar verschönert erschien er ihr heute durch den Gedanken, schmerzenvoller Trennung, und durch den Schmerz selbst, der sich unverkennbar in seinen Zügen mahlte. Heftig bewegt warf er sich zu den Füßen der Geliebten; sein schönes Auge blickte flehend zu ihr auf, indeß eine tödtliche Bläße das edle, männliche Antlitz überflog. — »Zum letztenmahl vielleicht auf lange Zeit!« — rief er aus der beklommenen Brust herauf.

»So wär' es wahr, was die Worte des Liedes von naher Trennung sprachen?« lispelte Zoraide, in tiefer Rührung sich zu ihm niederbeugend.

»Wahr!« rief der Ritter mit der Heftigkeit des Schmerzes: »Befehle, die ich diesen Morgen empfing, rufen mich auf die Stelle meiner Pflicht, weit, weit von diesen seligen Gebiethen; allein nicht scheiden kann ich, angebethete Geliebte, ohne dir ein Geständniß abgelegt zu haben, das schwer auf meinem Herzen lastet! — Wirst du verzeihen können, daß

mich der Wunsch, von dir geliebt zu seyn, zu einer Täuschung hinriß; zum mindesten zur Verheimlichung meines wahren Seyns?“ —

Mit Schauer fühlte jetzt Zoraide den Augenblick nahen, wo der geheimnißvolle Schleyer fallen sollte.

„Ich wünschte,“ fuhr der Ritter fort: „erst deine Liebe fest und sicher zu gewinnen, ehe ich dir sagte, daß nicht Selim mein Nahme ist, daß eine weite, eine ungeheure Kluft zwischen uns liegt, die nur wahre — nur heldenmüthige Liebe überfliegen kann.“

In diesem Augenblicke eilte Suleima heran, und meldete, daß Muzza, ein treuer Diener Selims, an der Pforte sey, mit der Kunde: Ein Ritter von dem Heere Selims sey eben in dessen Wohnung angekommen, mit eiligen Befehlen seines Feldherrn, und habe ihn hier selbst aufsuchen wollen.

Bestürzt eilte Selim dem zuvorzukommen, und nahm nur noch im Scheiden von der Geliebten das Versprechen, ihm eine nochmalige Zusammenkunft zu bewilligen vor seiner Abreise des nächsten Morgens, wenn er so schnell als möglich sich von dem unwillkommenen Besuche werde hinwegstehlen, und ihr das Zeichen davon mit seiner Laute geben können.

In tiefer Erschütterung sagte es ihm Zoraide zu, und blieb, als der Ritter verschwand, und Suleima ihm folgte, um die Pforte wieder zu verschließen, betäubt, halb träumend auf der Stätte stehen, welche die höchste Wonne und den tiefsten Schmerz ihres Lebens gesehen hatte. Bewußtlos hafteten die dunkeln Blicke auf dem Boden. Da ward sie in der immer tiefer einbrechenden Abenddämmerung ein weißes

Blatt, zwischen den Stauden im Grase, gewahr, das ihr Liebhaber unfehlbar verloren haben mußte. Sie hob es auf; es war ein zusammengeschlagener Brief, und — aus den Schatten des Hains heraustretend auf das freye Blumenstück, erkannte sie noch bey dem letzten, schwachen Abendscheine, daß er in castilianischer Sprache überschrieben war, welche sie durch ihre Erzieherin hatte verstehen lernen.

Von wunderbaren Gefühlen durchdrungen, verschloß sie sich in ihr Gemach, und las, beym Schein einer Kerze, die Aufschrift:

»An den Ritter Don Fernando de Luna.«

Der Brief war von dem spanischen Feldherrn, Don Juan de Leon, und enthielt in kurzen Ausdrücken den dringenden Befehl, sich alsobald zu seinem Heere zu begeben, bey nahe bevorstehendem Wiederausbruch des Krieges.

Mit nahmenlosen Empfindungen las Zoraide, und las immer wieder die Züge, die ihr ein Glück zu verheißen schienen, von dem sie nur noch eben kurz vorher mit Begeisterung gesprochen hatte, das Glück: die freye, edel gehaltene Gattin eines großmüthigen Christenritters zu werden.

Entzücken überwallte sie bey dem Gedanken, und dennoch mußte er ihr zugleich fürchterlich seyn, da er ihr entweder Verlust des Einziggeliebten, oder Trennung von Allem, was ihr bisher theuer gewesen war, von Bruder, Vaterland und Allem früher Angehörigen drohte.

Sie durchwachte die Nacht mit der theilnehmenden Suleima, unruhig auf das Zeichen zum letzten Wiedersehen des Geliebten wartend. Allein so aufrichtig sie auch der bewährten Vertrauten ihre eigenen Gesinnungen eröffnet hatte, so

fest verschwieg sie ihr doch das, was sie als das Geheimniß des Freundes ahnen mußte, und harrte nun mit hochklopfendem Herzen des Augenblicks, wo sie von ihm selbst die gänzliche Enthüllung des wunderbaren Räthsels erhalten würde. Unzweifelhaft war es dasselbe Geständniß, das er ihr hatte thun wollen, als ihn die Ankunft seines Dieners unterbrach.

Allein die Stunden der Nacht schlichen langsam, qualvoll den Harrenden dahin; daß falbe Weiß des anbrechenden Tages streifte schon fern den Osten, bald in glühendes Rosenroth übergehend, und den empor zuckenden Flammen folgte jetzt schon die Sonne in majestätischer Pracht; nur Zoraidens Sonne zögerte noch immer zu erscheinen.

Jetzt endlich tönte das ersehnte Zeichen, und leichter als der West über die Blumen streift, flog sie mit schwebenden Füßen über das feuchte Gras, von dem die Sonne noch die Thränen der Nacht nicht weggeküßt hatte.

Sie sah den harrenden Geliebten, herrlich umleuchtet von der Morgensonne, in aller seiner herzgewinnenden Schöne. »Ich komme spät, geliebte Zoraide,« rief er nach den ersten schmerzlich seligen Begrüßungen. — »Spät konnt' ich mich der Pflicht der Gastfreundschaft gegen den an mich gesandten Ritter entziehen, und als ich vor Tagesanbruch auf dem Wege zu dir war, hielt mich noch eine Ritterpflicht auf. Ich sah, als ich durch das nahe Gehölze trabte, zwey Muselmänner, in geringer Entfernung von mir, gesellig neben einander reiten, wovon der Eine plötzlich den Andern meuchelmörderisch anfiel; worauf drey seiner Leute mit den Waffen in der Hand aus dem Gebüsch stürzten, den Unglücklichen übermannend. Ich flog hinzu, dem Bedrängten zu Hülfe gegen seinen Wi=

derfacher, dessen Art des Angriffs mir schon genugsam die Schlechtheit seiner Sache bewies.

Wir kämpften verzweifelt gegen die Überzahl, bis das Gefolge des angegriffenen Ritters hinzu kam. Die Meuchelmörder nahmen die Flucht, und ich konnte den Schwerverwundeten in der Pflege seiner Leute zurücklassen, um zu dir, Geliebte, zu eilen; denn die Augenblicke sind gezählt, die ich noch hier zu verleben habe!“

»So ist es wahr?“ rief Zoraide, und sank unter hervorstürzenden Thränen an seine Brust.

»Wahr! angebethete Geliebte,« entgegnete der Ritter, alle Fassung zusammennehmend; »der Waffenfreund harrt meiner, und die Rosse sind zum Abzuge gerüstet. Von dem Geständniß, daß ich dir zu thun habe, hängt es ab, ob ich jetzt auf immer von dir, der Wonne meines Herzens, scheiden soll, oder ob deine heldenmüthige Liebe meine Seligkeit zu der höchsten Stufe heben soll? Ob du den Muth hast, den Vorurtheilen deines Volks zu entsagen, und mir zu folgen, wenn du erfährst, daß — daß ich —“

„Daß du ein Spanier bist!« rief Zoraide mit flammenden Wangen, sich von ihm abbeugend, und die leuchtenden Augen erwartungsvoll auf die seinen gerichtet.

»So ist der Brief schon zum Verräther an mir geworden — den ich auf dem Wege verloren zu haben glaubte;« entgegnete der Ritter nicht ohne Bestürzung. »Wohl, du sprichst es aus! Ja, himmlische Geliebte, ich bin von den Feinden deines Volks und deines Glaubens, und — Don Fernando de Luna ist mein Nahme. —«

„Doch du wirst bleich, Geliebte;« unterbrach er sich er-

schrocken, »hab' ich das Losungswort der Trennung ausgesprochen?«

»Nimm die Antwort darauf aus diesen Herzensschlägen!« versetzte Zoraide, und lehnte sich erschöpft an seine Brust. „Aber laß mich jetzt Fassung sammeln,« fügte sie hinzu: den Flug seines entzückten Hoffens hemmend, — „für das, was mir zwar schon dieser gefundene Brief verrathen konnte, und was nun doch — klar ausgesprochen — zu mächtig alle meine Kraft zu überwältigen droht. Erzähle mir, wie das Unglaubliche wirklich geschehen konnte? Wie du es wagen durftest, dich in die Mitte unserer Ritter zum Kampfspiel einzudrängen?“

»Ein toller Einfall des Muthwillens!« erwiederte der Ritter: »in der müssigen Laune des Waffenstillstands erzeugt. Achmet, der wackre Statthalter von Cordova — aus dem Stamme der Abencerragen — hatte mit mir den Freundschaftsbund errichtet, als ich ihm, nach dem Treffen bey Almeria, eine ehrliche Waffenpflicht erzeigt; — denn nie hab' ich mich ungroßmüthigen Hasses gegen die Deinigen schuldig gemacht. — Auf das Ansehn, das mir der Siegelring, das Freundschaftspfand des tapfern Achmet, unter seinen Stammesverwandten gab, erleichterten mir diese den Einlaß, dessen ich mich würdig zu zeigen suchte. — Dennoch ward meine Kühnheit nur zu hart gestraft, als ich dich erblickte, und alle Qualen hoffnungsloser Liebe dulden mußte, bis ich den kühnen Entschluß faßte, unerkannt um dein Herz zu werben. Entscheide denn jetzt über mein Geschick! — Ich bin nicht der Letzte von den Rittern des castilianischen Heers, [und meine Burgen liegen fest und schön an den Ufern des edlen Tago.«

Erwartend blieb der Ritter vor der geliebten Jungfrau stehen, die sinnend eine Zeitlang schwieg; dann sagte sie mit ruhiger Fassung: »Ich habe es wohl in meinem Innern erwogen, was Pflicht und auch was Liebe von mir fordern können. Mein Bruder hat sorglos den Freuden seines Harems gelebt, ohne sich um das Herz seiner Schwester zu kümmern. Unerbittlich blieb er bey meinen Thränen, als ich ihn auf den Knieen beschwor, mich nicht dem unedlen Abdul aufzuopfern, von dem sich meine ganze Seele in Abscheu und Empörung wandte. Ihm hat er mich unwiderruflich zugesagt, und in wenigen Wochen muß ich der Ankunft des Verhaßten entgegen zittern, wenn es mir nicht gelingt, der Herrschaft eines Bruders zu entgehen, der nur die Strenge, nicht die Liebe der frühverstorbenen Ältern für mich geerbt hat.«

»O meine arme, holde Zoraide!« rief der Ritter, bey dem das Mitleid noch die Begeisterung der Liebe erhöhte. »O könnte meine heiße Zärtlichkeit dir doch alle frühern Wunden vergessen machen! — Aber,“ setzte er zögernd hinzu — »hast du auch wohl bedacht, ob du fähig wärst, den frühangenommenen Glauben deiner Väter mit der Lehre des Kreuzes zu vertauschen, wodurch die Gattin eines Christenritters doch einzig das heilige Recht der Ehe mit ihm theilen kann?«

»Höre mich aus!« versetzte Zoraide fest; und mit wenigen, dem Herzen feurig entströmenden Worten, enthüllte sie ihm die Meinung, die sie schon früh zu den Sitten, zu dem ganzen Wesen der Christen hingezogen habe, und gestand ihm, wie sie bereits durch ihre erste Erzieherin eine Ahnung

des Lichts empfangen habe, das den Bekennern eines göttlichen, am Kreuz geopferten Erlösers zu Theil werde.

Mit welcher Seligkeit jetzt erst der fromme Christenritter die ihm vom Himmel selbst nun zugesagte Braut in seine Arme schloß, bedarf keiner Worte. Er sagte ihr in feuriger Eile, wie Alles auf den Fall ihrer Einwilligung schon zu ihrer Mitreise vorbereitet sey. Er beschwor sie, ihm auf der Stelle zu folgen, mit Zurücklassung aller ihrer Kostbarkeiten, deren er nicht bedürfe; er werde sie, bis zu seiner Rückkehr aus dem Kriege, unter den Schutz seiner Königin bringen.

Betäubt von der Eile, mit welcher sie auf diese Weise über die noch umwölkte Schwelle ihrer Zukunft treten sollte, stand noch die holde Liebende, da rauschte es in dem Gebüsche, und ähnlich einem wuthschnaubenden Tieger, mit zornfunkelnden Augen, stürzte der verhaßte Abdul hervor.

So prächtig war seine Umhüllung, wie die jenes blutdürstigen Raubthiers, und eben so drückten alle seine Züge Bosheit und Tücke aus.

„Beym Mahomet!« brüllte er, »Verruchter! meine Verlobte in deinen Armen?« Und seine Hand lag an dem juwelenbesetzten Griffe seines Schwertes.

Ein Blick auf die schöne, zitternde Gestalt, die zur Seite stand, besänftigte ein wenig seine Wuth. »Zoraide!« rief er ihr zu: »ich kam, dich eilig von hier fortzuführen, wie mir dein Bruder aufgetragen; — doch vorher muß der Schädel dieses Verräthers gespalten werden.« Und in dem Augenblick blitzte sein prächtiger Säbel über dem Haupte des edlen Castilianers, dessen Damascenerklinge in gleichem Nu der seinen entgegen klirrte. Der kriegsgewandte Don Fernando

de Luna bewies, daß er das sichelförmige Schwert nicht minder gut zu schwingen wußte, als das gerade, fränkische Ritterschwert. Beyde fochten eine Weile mit heftiger Erbitterung. — Da hörte man durch das Getöse des Kampfs den dröhnenden Hufschlag zahlreicher Rosse, und eine maurische Reiterschaar hielt an der Hinterpforte des Gartens, ihren schwer verwundeten Führer in der Mitte.

Eben war der Kampf beendigt; denn ein kräftiger Hieb Fernando's hatte den rechten Arm des Muselmanns gelähmt; mit einem brüllenden Fluch ließ Abdul den reichen Säbel fallen.

Jetzt trugen die maurischen Krieger den Verwundeten heran; — und — mit Entsetzen erkannte die schon von dem Grausen des Kampfs halbohnmächtige Zoraide in ihm ihren Bruder, den Emir Osman.

»Gelobt sey Allah! daß ich dich erreiche!« rief er, ihr matt die Hand entgegen reichend, während sie sich in Jammer zu ihm beugte. — Jetzt aber fiel sein Blick auf Abdul. »Ha Verräther!« rief er mit angestrengter Kraft. — Dieser hatte ihn ebenfalls alsbald erkannt, und sich erbleichend abwendend, säumte er nicht, sprang schnell nach der Pforte, warf sich auf sein leicht geschenkeltes, arabisches Roß, und floh pfeilschnell dahin, von seinen Dienern gefolgt, die er dort hatte warten lassen, und die ihm auf das Schwertgeklirr zu spät zu Hülfe geeilt waren.

Niemand dachte daran, ihn zu verfolgen; denn alle waren mit dem todtmatten Emir beschäftigt, den diese Aufwallung von Überraschung und Zorn gänzlich erschöpft zu haben schien; auch waren alle diese Begebenheiten einander mit sol-

cher Blitzesschnelle gefolgt, daß die Anwesenden alle noch in gänzlicher Verwirrung waren. Zoraide lag weinend auf den Knieen neben ihrem verwundeten Bruder, dessen Tragbahre man niedergesetzt hatte. Wenn sie vorher durch die Erinnerung an seine Strenge, an seine Unempfindlichkeit für die Gefühle ihres Herzens gegen ihn entrüstet gewesen war, so regte dagegen der Anblick seiner Gefahr, seiner Leiden alle Innigkeit ihrer früheren Liebe für ihn auf. Sie küßte seine erkaltenden Hände, und ihre Seele war jetzt nur mit ihm beschäftigt, indeß seine Krieger und die herzugekommenen Dienstleute, welche die erschrockne Suleima schon bey dem ersten Beginn des Kampfs zusammengerufen hatte, wetteiferten, ihm Hülfe zu schaffen. Fernando aber stand regungslos, versunken in den rührend schönen Anblick; sey es nun, daß unwillkührlich sein reines Bewußtseyn, sey es, daß nur der angeborne Muth ihn so sorglos die rings umgebende Gefahr vergessen ließ.

Auf ihn fiel jetzt der wieder auflebende Blick des Emirs. »O mein Retter!« rief Osman, und Freude schien seine Lebenskraft zurückzurufen. »Wie wunderbar scheint Allah dich auch jetzt zum Schutz der Schwester herbey geführt zu haben, wie du den Bruder vorhin vor den mörderischen Anfall des tückischen, verrätherischen Abdul schütztest!«

Fernando hatte in dem Verwundeten den stattlichen Muselmann nicht verkennen können, dem er im Haine gegen den meuchelmörderischen Angriff zu Hülfe geeilt war; — und — wunderbar mußte wohl er, und mußte Zoraide in der Fülle des Herzens die Fügung nennen; womit die göttliche Vorsicht Feindschaft in segenbringende Freundschaft umgewandelt hatte.

Der Emir geboth, ihn nach den Zimmern seiner Schwester zu bringen, wohin ihm Zoraide, und auf seinen Wink, auch der Ritter folgte. Hier, nachdem er einige Fassung gesammelt hatte, richtete er sich empor mit einer so milden Heiterkeit, als seine Umgebenden nie an ihm gewohnt gewesen waren. Es schien, als habe das Herannahen des Todes seine sonst etwas rauhen und herrischen Züge so wunderlich rührend gemildert. »Schwester,« sagte er, »vergönne mir in deiner stillen Wohnung die letzten Stunden meines Lebens hinzubringen.«

»O Allah! Wie?« rief Zoraide, aufs neue in Jammer ausbrechend.

Ein Achselzucken des dabey stehenden Arztes bestättigte ihr die Vermuthung des Kranken.

»Es ist zu weit, mich zu meinem Harem in Granada bringen zu lassen, —« fuhr Osman fort: — »und zu dir zieht mich das Herz; ich habe Unrecht gegen dich zu vergüten, gute, sanfte Schwester! Unerbittlich hatte ich dich dem abscheulichen Abdul zugesagt, dessen Verworfenheit ich jetzt mit Verlust meines Lebens kennen lernte. Ohne Vorsatz hatte ich den Tückischen beleidigt, und meuchelmörderisch war seine Rache.«

»Wär's möglich?« rief Zoraide.

»Rache,« fuhr Osman fort, »und ohne Zweifel Neid zugleich, weil ich ihm bey Bewerbung um die Statthalterschaft von Almeria vorgezogen wurde. Hätte nicht der große Prophet hier diesen seinen Auserwählten gesandt, ich würde unter den Streichen des Verräthers geendet haben; und ohne Zweifel wäre ihm die Frevelthat gelungen, die ich aus allen Umständen vermuthen muß. Er würde dich deiner stillen Frey-

stätte entrissen haben, ehe du das Schicksal deines Bruders erfahren hättest.«

Schaudernd stand Zoraide, schaudernd über so tiefe Verworfenheit des Mannes, dem sie zum Eigenthum bestimmt gewesen war; wie man vom Rande eines Abgrundes, in dem man eben im Begriff gewesen war, zu stürzen, hinab in seine schaudervolle Tiefe sieht. Empört hatte der edle Ferdinand die Erzählung gehört, und zugleich mit tiefem Schmerz, daß ihm das Schicksal nicht vergönnt hatte, das Leben eines wackern Mannes, des Bruders seiner Geliebten, zu retten. — Das herannahende Scheiden dieses theuern Verwandten war das Einzige, was das Glück der nun vereinten Liebenden trübte; denn sichtlich schwebte der dunkelschattende Flügel des Todes über ihm.

Da richtete er sich noch einmahl auf, und sprach mit frischem, freudigen Lächeln: »Ich fühle es, die goldnen Pforten vom Paradies der Seligen werden sich bald vor mir aufthun; zwar hätt' ich wohl gewünscht, vom rühmlichen Felde der Schlacht dahin überzugehen, und nicht in schnödem Hinterhalt gemordet. Doch hat mein Arm oft Tod unter den Reihen der Spanier verbreitet, und wohl als Helden werden mich die schönen Houris aufnehmen. — Alle mir Angehörige sind versorgt; nur für dich, arme Schwester, blieb mir noch ein Wunsch hienieden," setzte er hinzu: »der Wunsch, daß du in diesem tapfern Ritter auch einen Schützer für dein ganzes Leben finden möchtest.«

Unvermerkt mischte sich in die treue Vorsorge des biedern Muselmannes auch hier noch ein Zug seiner Neigung, über das Schicksal seiner Schwester zu bestimmen.

Dankend hob Zoraide ihr schönes Auge, durch Thränen glänzend, zum Himmel auf, und ließ es dann dem nassen Blicke des Geliebten begegnen.

In tiefer Rührung sanken beyde an dem Lager des Sterbenden nieder, und Fernando schwur ihm mit heiligem Eide, der treue, lebenslängliche Beschützer seiner Schwester zu seyn. Welche Schwierigkeit sich wohl dem Wunsche des wackern, strenggläubigen Osman entgegen gesetzt haben würde, durften die schonenden Geschwister ihm verschweigen; denn der Tod, der sich bald mit sanftem Gruße zu ihm niedersenkte, ersparte ihm den Schmerz, in Fernando den eignen Freund und den Feind seines Volks und seines Glaubens trennen zu müssen.

Louise Brachmann.

Arabesken.

Wenn der Geliebten ich grollt', — und wie leicht flammt heftigen Zorn auf! —
War ich im Augenblick ewiger Trennung gewiß;
„Ja, ich reiße mich los! « — so dacht' ich, sagt' es — und immer
Kehrt' ich, um fester mich noch ihr zu verbinden, zurück.

Alle Freuden, sie sind spurlos vorüber gegleitet;
Aber, ach! jeglicher Schmerz ließ mir die Narbe zurück.

Wenn mich ein Bienchen umschwirrt, das mit goldhell schimmerndem Flügel,
Spielend im Sonnenstrahl, Blüthen um Blüthen begrüßt;
Denk' ich, o Liebliche, dein! — So schwebst du! Aus jeglicher Blume
Sammelst du goldenen Seim, sammelst ihn einzig für mich!

Nährst mich mit duftender Süß'; es sauget mein Mund von dem deinen
Oftmals ambrosische Kost, wie sie der Dichter bedarf.
Ja, bey den Göttern! dein Kuß ist blüthenentquollener Nectar,
Nimmer gesättiget, schlürft gierig die Lippe den Hauch!
Würziger Duft ist dein Athem; es duftet das dunkele Veilchen
Süßer und Reseda nicht, nicht Hyacinthen des May's.
Drücke mich fester an dich, an die wallende Brust, daß die Herzen
Fühlen den klopfenden Schlag, eines am andern erwärmt! —
So in behaglichen Träumen umdämmert mich Wunsch und Verlangen,
Aber es scheuchet sie schnell herbes Erwachen hinweg.
Wohl im Strahle des heiteren Lichts spielt flatternd die Biene,
Doch zu beseligen nicht, ist sie dem Dichter genaht;
Ihn zu verwunden! — Es brennet der Stich; das glühende Mahl hier
Auf der Wange, fürwahr, ist nicht vom Kusse so roth! —
Nicht auf die Lippen den Honig, nein, schmerzendes Gift in die Wunden
Flößest du mir, und du staunst, wenn sich mein düstrer Gesang
Immer in Klagen ergießt; und sie, die ein Gott mir gewährt hat,
Meine Saiten, noch nie Freude getönet und Lust? —
Schaurig streichet die Luft, und kalt! — Blick' hin! wie der Wind dort
Staub aufwirbelt am Weg; wie sich der Himme umzieht!

Graues Gewölk, schwer lastend, sich rings verbreitet! — O fliehe! —
Schon im strömenden Guß rauschet der Regen herab. —
Flieh', o gaukelnde Bien', und dort, wo die hangenden Glocken
Purpurn sprossen, verbirg tief dich im schirmenden Kelch!
Leicht bedeckt dich und sicher die Blume! Dort ruhe! — Mich laß dann
Ziehen im Wetter, wohin zürnend mich treibt das Geschick!

Jos. Christ. Bar. v. Zedlitz.

Allgegenwart.

Wo ich bin, fern und nah,
Stehen zwey Augen da,
Dunkelhell,
Blitzesschnell,
Schimmernd wie Felsenquell
Schattenumkränzt.

Wer in die Sonne sieht,
Weiß es, wie mir geschieht;
Schließt er das Auge fein,
Schwarz und klein,
Sieht er zwey Pünktelein
Üb'rall vor sich.

So auch mir immerdar
Zeigt sich dieß Augenpaar,
Wachend in Busch und Feld,
Nachts, wenn mich Schlaf befällt;
Nichts in der ganzen Welt
Hüllt mir es ein.

Gerne beschrieb' ich sie,
Doch Ihr verstündet's nie;
Tag und Nacht,
Ernst, der lacht,
Wassers- und Feuers-Macht
Sind hier in Eins gebracht,
Lächeln mich an.

Abends, wenn's dämmert noch,
Steig' ich vier Treppen hoch,
Poch' ans Thor,
Streckt sich ein Hälslein vor;
Wangen rund,
Purpurmund,
Nächtig Haar,
Stirne klar,
D'runter mein Augenpaar!

Grillparzer.

Mit dem Gypsabgusse eines Amors.

Gestern war ich bey dir, wo Abends gesellig am Theetisch
Du mit magnetischer Kraft bindest den freundlichen Kreis,
Manch ein ernstes Wort, mit manchem heiteren wechselnd,
Sprachst du, Freundin! mit Zier, hörten die Freunde mit Lust.
Sieh! da dacht' ich bey mir, wo hold die Charis behaust wird,
Darf nicht fehlen als Gast Amor, der lose Gesell.
Und so send' ich ihn dir, und bitte, zu hören den Freund jetzt:
Hege und pflege wohl freundlich das freundliche Kind;
Wärm' es mit lieblichem Blick, denn ganz vom Froste erstarrt ist's,
Wie bey mir es erfror, soll es genesen bey dir.
Aber vergiß nur nicht, daß Amor immer ein Schalk bleibt,
Ob er erstarret zu Eis, ob er zerflossen in Gluth;
Wirst du ihn wärmen, gib Acht, daß nicht zum Danke ins Herz er
Für die freundliche Gluth schleudre verzehrenden Brand.
Scherzen wirst du mit ihm, doch er verscherzet den Scherz dir,
Wird dich verwunden als Mann, spielest du mit ihm als Kind;

Rosen zeigt er dir vor, die seine Mutter gepflanzt hat,
    Lieblich duftend und roth, doch er verhehlt es mit Fleiß,
Daß Adonis, der Holde, sie färbte mit eigenem Herzblut,
    Da ihn der grimme Mars wüthend im Forste zerfleischt.
Hüthe dich also vor ihm, denn gar gefährlich dein Gast ist,
    Ist er auch nackt und bloß, fehlt ihm auch Bogen und Pfeil.
Eines nur hilft, sprich also mit ihm, wie du milde mit uns sprichst,
    Ob auch der tollste Gesell, bleibt er gesittet und mild.

Aloys Jeitteles.

Des Tages Wiederkehr.

(Den 25. October 1818.)

Im Kerzenglanz des Festes stehn die Zimmer,
Die ich als Mädchen, Jungfrau, Frau bewohnt.
Auf heitre Blicke fällt der heitre Schimmer,
Wo die Erfüllung mit der Hoffnung thront.

Des Vaters Stirne lächelt ohne Sorgen,
Der Freund voll Muth, Lust, Treue, Zuversicht;
Der Tochter Zukunft schauet der geborgen,
Der fühlt, uns trennen nun die Zeiten nicht.

Die uns gekannt, eh' wir uns kannten, kommen,
Verwandte, Freunde, sehn uns heiter an;
Die Brust voll Festgefühl, froh und beklommen;
Denn Alles fängt ein beß'res Daseyn an.

Der Ehe Schluß, der Menschheit heil'ge Weihe
Empfängt ein freyes stürmisches Gefühl:
Das Glück wird Pflicht, die Liebe und die Treue;
Das ist der Menschenhoffnung höchstes Ziel.

Der Freunde, der Geschwister, unser Scherzen,
Spielt auf dem Grunde der Zufriedenheit.
Im Glück des Tags, im Geist, im tiefen Herzen
Liegt Bürgschaft für der Zukunft Sicherheit.

Vom Scheitel nicken frohe Blumenkränze,
Und um den Leib rauscht festliches Gewand. —
Und nun — wo sind die frohen Blumenkränze?
Wo sie, die dieser Tag einst also fand?

Der Vater ist zuerst hinweggeschieden;
Der Oheim, der der Ehe Segen sprach,
Die werther uns, die minder werth hienieden,
Sie folgten rasch im Sturm der Zeiten nach.

Die Schwester, deren Glück durch Dich begonnen,
Weib, Mutter, fern in edler Freude lebt;
Die Freundin hat ein neu Geschick gewonnen:
Das Kind ist Jungfrau, was nicht lebte, lebt.

Und Du, o Freund, der Herrlichste von Allen,
Von Vielen mehr! Du Schöpfer jener Lust:
Du bist dem Tod zum Opfer auch gefallen,
Sie schlägt nicht mehr, die edle, mächt'ge Brust.

Der Stirn Gedankenthron ist eingesunken!
Die milde Lippe spricht kein heilsam Wort,
Erloschen des Genies, des Witzes Funken,
Und an dem Hügel sinkt Dein Grab schon dort.

Der Tag ist da, der jene Freud' erblickte,
Im fremden Lande, weinend und allein
Erblickt er mich; und noch was mich entzückte,
Du, Deine Liebe, Dein Gedanke mein!

Unsterblich, Lieber, ist der Liebe Leben!
Unendlich der Erinn'rung Seligkeit!
Mein theurer Freund, das Glück, das Du gegeben,
Es trotzt dem Tod, dem Wechsel und der Zeit!

O, athmet hell, ihr himmlischen Naturen,
O, athmet hell, mein Vater und mein Mann!
Du Freund, der auf des Vaterlandes Fluren
Für Freyheit starb, und Freyheit so gewann.

Verklärte, ihr! ich komm', wir Alle kommen!
Nehmt uns zu Lieb- und Blutsverwandten an!
Ein schöner Tag, ein trüber ist erglommen:
Das beſſ're Seyn bricht schon der Hoffnung an.

K. v. Woltmann.

Jäger Herz und die Elemente.

Ein Mayenlied. Keine Tanz-Weise.

(Wien, im Augarten, am Tage von Kreuzeserfindung den 3. May 1821.)

Wie kommt's, daß ich am Morgen,
Am Mayenmorgen so klar und hell,
Wo allen Wesen der Freudenquell
Entströmt, dessen Bronn verborgen,
(Ich, der ich doch auch sonst die Bäume verstand,
Und der Fluren blumiges Brautgewand,
Und den Gluthblick in wonniger Blätter Brand,)
Wie kommt's, daß ich jetzund in Sorgen
Muß schleichen,
Die, selbst im freudenreichen
Mayen, von meiner Brust nicht wollen entweichen? —

Ich hab' einmal gesungen:
»O Jugend, kühlige Morgenzeit,
Wo wir, die Herzen geöffnet und weit,
Mit frischem Leben noch rungen,

Wohl flohst du, Jugend, dahin, dahin! —«
Viel älter seitdem ich geworden bin;
Und längst schon rief ich zur Freude: Zerrinn!
Und trug's, daß die Lieder verklungen! —
Nur klagen
Möcht' ich doch heut', und fragen:
Wird denn kein Maymorgen mir, dem Düstern, mehrtagen?! —

Schwer, spät ward mir die Lehre:
(Ich hab' sie viel zu theuer bezahlt!)
Daß der Friede, mit welchem die Erde prahlt,
Ein Herz, das ihm nachjagt, verzehre.
Oft rief ich zur Gleißnerin: »Mutter Natur,
O zeig' mir zum ewigen Frühling die Spur!«
Doch, wo ich auch wurzelt', gleich starrte die Flur,
Zum Eistropf gefror mir die Zähre! —
Erwarmen
Das Kind, sich sein erbarmen,
Erde, dein Steinherz, kann's das? Du, mit eisigen Armen! —

Zum Meer auch hingezogen,
Zum trüben, ich Dunkler ward: „Labe mich!
Sie nennen ja Mutter der Wesen dich!«
So jammert', in's Chaos der Wogen,
Mein Herz, als es Jammer und Lust noch gefühlt.
Das Chaos, auf sah ich's als Fluth gewühlt,
Von Ebbe dann wieder den Strand gespühlt,
Doch mein lechzendes Herz blieb betrogen! —
Zerschellen

Müssen die stolzen Wellen!
Mein Herz ringt, mein stolz'res, nach höheren, hellern Quellen!

»Nicht baden, du sollst brennen,
Dem Wasser zum Trotz, daß du werdest licht!
Herz, komm! — Schau dem brütenden Feu'r in's Gesicht!« —
Sprach's, und zum Vulkan that ich rennen.
Ich stand am Crater, ich bog mich hinein,
Im Abgrund, da glomm' es ganz gülden und rein,
Doch spie seines Gleichen aus schmutzig der Stein;
Da konnt' ich den Trug dann erkennen. —
Entzünden
Sollst du dich, Herz, und gründen;
Doch wo? — Am unreinen Feu'r? — in besudelten Schlünden ?!

Ich überschrie das Krachen
Des Feu'rs, und warf in die Luft den Blick;
Doch ich selbst blieb gebannt am Crater zurück,
Konnt' von ihm nicht los mehr mich machen.
Als ich lang nun hatt' in die Luft geguckt,
In die leere — hat lang' noch geschmachtet, gezuckt
Das Herz mir — dann ward es zusammen gedruckt; —
Ich sah das — mit bitterem Lachen! —
Du Himmel,
Höhnt noch, mit Sterngewimmel
Nur beflitterte Luft, mein Herz dein herzlos Getümmel?! —

Da naht', zweifach gereinigt
Durch Wassers Kraft und durch Feuers Noth,

Dem Herzen, als Stücklein von Erdenbrod,
Klar, rund, wie ein Sönnlein vereinigt,
Und als Wein: der Erfreuer, der Gnadenquell;
Da die Luft rief, die gnäd'ge: » Du dunkler Gesell,
Den Leib nimm, das Blut trink', so wirst du hell,
Nach Ihm hat der Durst dich gepeinigt! «
Wir trunken,
Herz, lang' entbehret sunken
Thränen! — Sind's Lichtstrahlen? — Ach! Sind's vom Crater die Funken?! —

Auch naht', was in der Erde,
Im Wasser, im Feu'r und im Luftgesaus
Mein Herz rann zu suchen vergebens aus;
Mir nahte, mit Wehmuthsgeberde,
Mit Augen der Mutter, ein Gnadenbild groß,
Sang: » Wieder saug' Muttermilch, dunkler Genoß,
Sie fließt aus der Seite Deß', der mir entsproß,
Gleich Ihm auch ein Kindelein werde! —«
Wir saugen,
Herz, doch nur bittre Laugen;
Denn im Crater, dräuend, weint's auch — o! wie Mutteraugen! —

So kommt's, daß wir am Morgen,
Am Mayenmorgen so hell und klar,
Wir zwei noch schleichen, des Friedens baar,
Dessen Bronn ist in Gott verborgen.
Du, m e i n Herz, rufst manchen zu: „Bruderherz,

Lechztest du, hetzend einst heillosen Scherz,
Hetzt nun dich, noch Lechzendes, heilsamer Schmerz,
Dann kennest du, theilst meine Sorgen;
Wir schleichen
Freudlos, im freudenreichen
May — noch am Crater gebannt — könnten denn wir entweichen!« —

F. L. Z. Werner.

Der Eremit.

Eine Ballade von O. Goldsmith.

Aus dem Englischen.

Komm', lieber Eremit im Thal,
Führ' mich den öden Pfad,
Dahin, wo milder Kerzenstrahl
Der Flur sich heiter naht!«

»Verloren und verlassen schleich'
Ich hier mit mattem Tritt,
Wo sich der Wildniß weites Reich
Ausdehnt bey jedem Schritt.«

Der Eremit rief: »»Meide, Sohn,
Das grause Dunkel dort!
Ein falscher Schimmer lockt da schon
An des Verderbens Ort.««

»»Hier nimmt ein schirmlos Kind der Noth
Mein Hüttchen willig ein;
Und hab' ich gleich nur spärlich Brot,
Mittheilen soll mich freun.««

»»"Ein Binsenbett und schlichte Kost,
Und was die Hütte beut
An Ruhe und an sanftem Trost,
Ist auch für dich bereit.««

»»Die Heerde, die im Thal sich pflegt,
Sie blutet für mich nie;
Der Gott, der mich mit Liebe trägt,
Lehrt Schonung gegen sie.««

»»Doch liefert mir ein schuldlos Mahl
Von Kräutern und von Frucht,
Und von des frischen Quells Krystall,
Des Berges grüne Schlucht.««

»»Komm, Pilger, setz' dem Gram ein Ziel;
All Erdengram entweicht.
Hienieden braucht der Mensch nicht viel,
Und braucht's nur kurze Zeit.««

Sanft, wie der Thau vom Himmel steigt,
Floß Alles, was er sprach.
Bescheiden naht der Fremde, beugt
Sich tief, und folgt ihm nach.

Der Arme und der Wandrer nur,
Der seinen Weg nicht fand,
Verfolgt des fernen Hüttchens Spur,
Die sich durch Wildniß wand.

Das niedre Strohdach wahret hier
 Nicht Schätze vor Gefahr;
Leicht öffnet sich des Hüttchens Thür
 Dem unbescholtnen Paar.

Jetzt zieht der Müdigkeit Gewicht
 Die muntre Welt zur Ruh:
Doch schürt der Wirth sein Feu'r, und spricht
 Dem Gast noch liebreich zu.

Und tischt sein Mahl ihm auf, und würzt
 Die Kost durch Freundlichkeit,
Und mit der Vorzeit Kunde kürzt
 Er lächelnd ihm die Zeit.

In Alles sympathetisch dringt
 Der Fröhlichkeit Gefühl:
Das Reisholz knistert, Heimchen singt,
 Das Kätzchen treibt ihr Spiel.

Doch für des Pilgers schweren Gram
 War nichts, das Lindrung gab.
Es preßt' das Herz; die Wangen kam
 Ein Thränenstrom herab.

Verbarg er sorgsam gleich den Schmerz,
 Ihn sah der Eremit.
»» Was, «« fragt' er, »» war's, wovon dein Herz,
 O Jüngling, so viel litt? ««

»» Verstieß man dich aus besserm Land
In öden Himmelsstrich?
Gab dir ein falscher Freund die Hand?
Verschmäht' ein Mädchen dich?««

»» Ach! Freuden, die das Glück nur gibt,
Sind Tand, und fliehen bald;
Und wer die eitlen Güter liebt,
Dem fehlt es an Gehalt.««

»» Der Freundschaft süßer Zauber triegt;
Nur Gold und Ruhm vereint;
In schönen Traum wird man gewiegt,
Bald wacht man auf, und weint.««

»» Und treue Lieb' ist eitler Schein,
Womit sich tändeln läßt.
Auf Erden fand ich sie allein
Im Turteltaubennest.««

»» Verschmerze drum dein Leid aus Scham,
Und acht' auf Mädchen nicht!««
Er sprach's, und schnelle Röthe kam
Dem Pilger in's Gesicht.

Wie sich mit schönem Farbenspiel
Der Morgenhimmel füllt,
So sah er schnell der Reitze viel
Vor seinem Blick enthüllt.

Der Busen wallt empor, es glüht
Die Wang' in holder Scham.
Ein Mädchen, das voll Schönheit blüht,
War's, das als Pilger kam.

Und, »ach! verzeih',« rief sie, »verzeih,
Was ich, Verlorne, that,
Daß ich, Unheil'ge, ohne Scheu
Des Himmels Sitz betrat.“

»Doch du erbarmst des Mädchens dich,
Das liebend nur gefehlt,
Und, nirgend Ruhe findend, sich
Mit bittrer Reu' gequält.«

»Mein Vater lebte an dem Tein;
Sein Reichthum war sehr groß:
Sein Geld (er hatte mich allein)
Fiel einst in meinen Schooß.«

»Und zahllos war der Freyer Schaar,
Die sich um mich bemüht;
Bald war von Schönheit, bald wohl gar
Von Lieb' ihr Herz entglüht.«

„Mit Gold rang Habsucht um den Sieg,
Und warb um meine Hand;
Der junge Edwin nur verschwieg,
Was er für mich empfand.“

»In schlichter Tracht ging er einher;
Ihm fehlten Gold und Macht;
Verstand und Werth nur war, was er
In sich mir mitgebracht.«

»Sein Herz war reiner, als der Thau
Im Mai vom Himmel schwebt,
Und milder, als auf grüner Au'
Das Veilchen sich erhebt.«

»Nur flüchtig glänzt der Blüthenschnee,
Und Thau im Sonnenschein.
Sein war der Zauber; aber weh!
Die Flüchtigkeit war mein.«

»Denn all des Leichtsinns schnödes Spiel
Betrieb mein eitles Herz;
Und als mich rührte sein Gefühl,
Gab mein Triumph ihm Schmerz.«

»So war mein Stolz, was endlich ihn
Aus meiner Nähe rief.
In ferne Wildniß zog er hin,
Wo er vor Gram entschlief.«

»Nun leid' ich wohl für mein Vergehn;
Nur sterbend büß' ich's ab.
Nach seinem Ruhplatz will ich gehn,
Und sinken an sein Grab.«

»Verlassen und verzweifelnd will
    Dem Tod' ich dort mich weihn.
Wie einst mein Edwin für mich fiel,
    Soll auch mein Ende seyn.«

»»Nein,«« rief der Eremit, »» das nicht!««
    Und zog an's Herz sie hin.
Erstaunt blickt sie ihm in's Gesicht,
    Und sieht: es ist Edwin.

»»Komm, holde Angelina, sieh,
    Geliebte, wer dich küßt!
Voll treuer Lieb' ist Edwin hie,
    Den du so lang vermißt.""

»»So ruhe nun in meinem Arm,
    Auf ewig bin ich dein;
Und fern entfliehen Gram und Harm;
    Denn, Theure, du bist mein.««

»»Und unsrer treuen Liebe Band
    Zerreißt nicht Lust, noch Schmerz;
Und fliehst du einst ins beß're Land,
    Folgt dahin auch mein Herz.««

C. F. Michaelis.

Mein Wald.

Wie die lieben Mayenlichter
Hüpfen
In des scheuen Laubes Schleyer,
Daß es flimmt, ein grünes Feuer,
Wo sie silbern, los' und dichter
Zwischenschlüpfen,
Und ein Zaubernetz mir weben
Aus der Haingewinde Laubgang, drin ich mag behaglich leben!

Ja, wo Busch und Bäume flüstern:
Innig
Wollen alle Liebsgedanken
Üppig in einander ranken,
Mit der Waldnacht sich verschwistern,
Und so minnig
Wird der Beyden Wechselgrüßen,
Daß das Waldgrün und die Hoffnung sich wie Laub und Lichtlein
küssen.

Ach! in meinem Wald verstummen
Nimmer
Auch so Lust, wie süße Klagen,
Die mich ob dem Leben tragen;
Denn es weckt der Bienlein Summen,
Wecket immer
Sie das Lied der Nachtigallen,
Deren Singen dringt so machtvoll in das Herz mit süßem Schallen.

Welch bedeutsam frisches Leben!
Lüfte,
Wasser, Licht und Erde ringen,
In den schwangern Keim zu dringen,
Himmelwärts sich zu erheben,
Daß er Düfte
Durch den Erdkreis frisch verstreue,
Und des Lebens Freudespannung stets errege, stets erneue.

Und das Reis erstarkt zum Stamme,
Treibet
Zweig' und Äste, Blätterkronen,
Drin die Waldesfänger wohnen,
Schießt empor als grüne Flamme,
Und bekleibet,
Von dem Lichtstrahl aufgeschlossen,
Dem die Blätterärm' in Sehnsucht gegenstreben unverdrossen.

Unten aber, um die grünen
Riesen,
Die wie Klau'n in's Erdreich schlagen,
Mit dem Haupt gen Himmel ragen,
Seh' ich, wie den Trutz zu sühnen,
Blümchen sprießen,
Weich zum Lager für den matten
Waller, der zum kühlen Obdach wählt der Waldung tiefe Schatten.

Und mir beut die Rieseneiche
Gerne
Lang' ersehnte, sanfte Kühle,
Doch im Herzen bangt die Schwühle.
Dein nur denk' ich, Minnereiche,
Dein, du Ferne!
Wie wir hingestrecket Beyde
Auf demselben Platz geruht einst, Minnesehnsucht ganz und Freude.

Adolf Wagner.

Das Schicksal.

Hoch auf des Sieges
Prangendem Wagen
Geht das gebiethend
Waltende Schicksal
Über den Häuptern der
Sterblichen hin.

Wolken des Donners
Lagern gehorsam
Unter dem mächtigen
Wagen sich.

Donner sie fragen:
»Sollen wir eilen?
Deine Befehle
Schmetternd verkünden?«

Flügel des Sturmes
Bieten zum Dienst sich
Schnell zu vollbringen den
Hohen Beschluß.

Zuckende Blitze
Sagen: »Gebeut nur,
Ewiger Herrscher! wir
Dienen dir froh!«

Und es gebietet
Mächtig der Herrscher;
Ringsum gehorcht ihm
Willig das All.

Nur zu dem Menschen
Sagt er: »Dich ruf' ich
Blind nicht zum Dienst auf,
Wie die Gewalten
Roher Natur.«

»Göttlicher Funken
Wohnt in der Brust dir!
Heiliger Wille,
Freyer, und Thatkraft!«

»Auf zu dem Äther
Bist du gerichtet,
Hoher Verwandtschaft
Stolz dir bewußt.«

* * *

Himmelentstammte!
Laßt denn der Heimath

Köstliches Erbtheil
Treu uns bewahren!

Strahlen des Himmels,
Hellet die Seel' uns!
Daß wir zu kühn nicht
Greifen in flücht'ge
Räder des Schicksals.
Aber auch nimmer
Träg sie versäumen,
Sie, zu den Thaten die
Heilige Kraft!

Louise Brachmann.

Zuruf.

Was soll das für ein Dichten seyn?
Ihr klagt uns stets nur eure Pein,
Und kommt nicht los von eurer Qual,
Daß ihr nun dick seyd, und nicht schmal!

Wenn euch Apoll ein Lied beschert,
So werden gleich die Wehn gehört;
Und ist's heraus, und hat's die Welt,
Dann euch die Angst erst recht befällt! —

Die Henn' es still zuvor erwägt,
Und ruft erst, wann das Ey gelegt;
Dann komm' und schmause, wem's behagt,
Sie wird nicht weiter drum geplagt.

Wer reiten will, der ist nicht faul,
Er schwingt sich auf, und spornt den Gaul;
Ihn kümmert's nicht, wird er begafft,
Nicht, wenn ihm nach ein Hündlein klafft.

Der Schwimmer wirft sich in die Fluth,
Die Wogen heben seinen Muth;
Ob treulos auch das Element,
Des Schwimmens Lust allein er kennt! —

Fragt erst der Donner höflich an,
Ob heut bequem er rollen kann?
Wagt sich der Regen nur heraus,
Wann ihr im Trocknen sitzt zu Haus?

Bedankt die Sonne sich zuletzt,
Wenn freundlich euch ihr Strahl ergetzt
Und sind die Sterne nur erdacht,
Damit wir loben ihre Pracht? —

Ein jedes Ding hat seine Art,
Das Wie noch nie ergründet ward;
Doch was es ist, das muß es seyn
Im Geister- und Naturverein! —

Die Grille zirpt, der Vogel singt,
Daß Hain und Flur davon erklingt;
Die Schlange zischt, der Löwe brüllt,
Daß es mit Graun den Wald erfüllt!

Am Boden freucht die Schneck' heran,
Zur Sonne geht des Adlers Bahn;
Stolz hin das edle Rößlein fleugt,
Der Esel unter'm Sack sich beugt.

Der West umspielt der Quelle Rand,
Es rauscht der Strom in's ferne Land;
Der Sturm erbraust in Waldeshöhn:
Wer hat sie all' je zagen sehn!

Und will der Strom die Quelle seyn?
Saust wie der Sturm der West darein?
Ein Jedes thut zu jeder Frist,
Wie's von Natur gesetzt ihm ist! —

Und wenn nun ihr Poeten seyd,
Was habt ihr noch solch Herzenleid? —
So singt, wenn's euch das Herz bewegt,
Und singt, wenn's euch den Geist erregt! —

Und singt ihr, wie's das Herz euch heißt,
Und singt ihr, wie's gebeut der Geist;
Dann euer Lied zum Herzen dringt,
Dann euer Lied den Geist bezwingt! —

Doch Jeder bleib' in seiner Weis,
Und Jeder sing' in seinem Kreis,
So wird errungen, was ihr wollt,
So wird erfüllt, was ihr gesollt! —

J. C. Bernard.

Inhalt.

Seite

Aus der Officin des Verlegers.

